

An indischen Fürstenhöfen.

Von

Otto G. Ghlers.

Mit Illustrationen.

Erster Band.



Berlin.

Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur.

1894.



Nepal.

Unter den kleineren unabhängigen Staaten Asiens zieht keines den Forschungs- und Jagdreisenden mit solcher Macht an, wie das im äußersten Norden des indischen Kaiserreiches zwischen den himmelanstrebenden Bergriesen des Himalaya gelegene Königreich Nepal; den Forschungsreisenden, weil das Land mit Ausnahme der Rhatmandu-Ebene bis heute für den Europäer ein Buch mit sieben Siegeln ist, den Jäger, weil die Jagdgründe des Nepal Terais d. h. der Südhänge des Landes in Asien nicht ihresgleichen haben. Nepal ist, wenn man von einigen kleinen, bis heute fast noch unbekanntem Fürstentümern in Whotau, einem Lande am rechten Ufer des Brahmaputra absteht, der einzige thatsächlich unabhängige Staat Indiens. Die britische Regierung unterhält in Rhatmandu, der Hauptstadt des Landes, zwar einen Residenten, derselbe hat sich jedoch jeglicher Einnischung in Regierungsangelegenheiten zu enthalten und darf sich unter keinen Umständen über die ihm von den Nepalesen gezogenen, sehr engen Grenzen im Rhatmanduthale hinaus begeben. Zu

seinem persönlichen Schutze ist ihm von seiner Regierung eine Kompagnie eingeborener Truppen aus dem Punjab beigegeben. Im Norden von Tibet, im Osten von Sikkim und im Westen wie Süden von verschiedenen indischen Provinzen begrenzt, liegt Nepal zwischen dem 80sten und 88sten Grade östlicher Länge und dem 26sten bis 30sten Grade nördlicher Breite. Bei einer Länge von gegen 800 und einer durchschnittlichen Breite von ca. 200 Kilometern umfaßt Nepal praeter propter ein Gebiet von 160,000 Quadrat-Kilometern, ist also ungefähr doppelt so groß wie das Königreich Bayern.

Unter der Bevölkerung des Landes, die auf vier Millionen Seelen geschätzt wird, begegnen wir den verschiedensten Volksstämmen und Mischrasen. In der niederen Zone, dem mit fast undurchdringlichen Forsten bedeckten Terai, lebt in der Hauptsache ein erbärmliches Volk niedrigstkaftiger Hindus, die Awalias, wahrscheinlich die degenerierten Nachkommen von Bewohnern der angrenzenden indischen Ebene. Sie führen ein jammervolles Dasein, bauen hie und da ein wenig Reis und nähren sich im übrigen von Fischen und den Kadavern gefallenen Viehs. Als Industrie betreiben sie lediglich Töpferei. Übrigens sind sie die einzigen Bewohner Nepals, die dem Teraiieber widerstehen können und werden daher vielfach in den Forsten als Arbeiter, wie namentlich auch als Elefantenvärter und beim Fange wilder Elefanten verwendet. In der mittleren Zone, etwa zwischen 4000—10000' finden wir im Westen die Magars und Gurungs, in der Mitte des Landes die Nawars und Murmis, im Osten die Kirantis und Limbus, während in der höchsten Zone über 10000' die den Tibetanern in äußerer Erscheinung, wie in Sprache, Sitten und Gebräuchen ähnlichen Bhutias als Nomaden haufen. Diese sämtlichen Stämme sind, mit Ausnahme der Awalias und einiger Urstämme der mittleren Zone, der Chepangs und Ku-

fundas, unzweifelhaft mongolischen Ursprungs, doch finden wir neben ihnen auch zahlreiche Mischlinge von aus der indischen Ebene in kriegerischen Zeitläufen geflohenen Hindus verschiedener Rassen und den vorerwähnten Stämmen. Der Hauptstamm dieser als Parbatis bezeichneten Mischlinge, die sogenannten Khas, aus deren Mitte auch die jetzige Königsfamilie hervorgegangen ist, bilden zusammen mit den Gurungs und Magars die heute herrschende Klasse. Nach der Stadt, von der aus sie gegen Ende des vorigen Jahrhunderts ihre glücklichen Eroberungszüge gegen die damals über den größten Teil des Landes regierenden Nawarfürsten unternahmen, nennen sie sich Gurkas. Ihres Glaubens sind sie Brahminen. Auffallend ist, daß sich bei vielen von ihnen, trotz langjähriger Kreuzung mit mongolischem Blut, die arischen Züge nahezu rein erhalten haben.

Die Bewohner Nepals bekamen sich, bevor die neuen Eroberer ins Land kamen, fast ausschließlich zum Buddhismus, der im Laufe des sechsten Jahrhunderts vor Chr. Geb. eingeführt worden sein soll und zwar durch keinen Geringeren als Gautama, den letzten lebenden Buddha selbst, der nach geschichtlicher Überlieferung längere Zeit in Nepal zugebracht hat. Heute ist ein nicht unbeträchtlicher Teil der Bevölkerung, namentlich auch der Nawars zum Hindutum übergetreten, und wo der Buddhismus noch existiert, ist er derartig korrumpiert, daß er als solcher kaum noch zu bezeichnen ist, denn abgesehen davon, daß in fast allen buddhistischen Tempeln auch verschiedenen brahminischen Gottheiten gehuldigt wird, hat man, im vollsten Gegensatz zu den Lehren Gautamas, überall im Lande das Kastenwesen eingeführt.

Es würde zu weit führen, wollten wir uns hier eingehend mit der Geschichte Nepals befassen, erwähnt sei nur, daß vor Eroberung des Landes durch die Gurkas letzteres in ver-

schiedene kleine Fürstentümer geteilt war, und daß allein das kaum 600 □ Kilometer große Khatmanduthal in die Fürstentümer Khatmandu, Batgavu, Batau und Kirtipur zerfiel. Im Jahre 1792 brachen Feindseligkeiten zwischen den Nepalesen und Chinesen aus, worauf erstere die Hilfe der Engländer anriefen, die infolgedessen eine Gesandtschaft unter dem Oberst Kirkpatrick nach Khatmandu sandten, welche daselbst aber erst eintraf, als die Nepalesen sich mit ihren Feinden bereits wieder geeinigt hatten. Es war das erste Mal, daß ein englischer Beamter das Land betrat. Wenige Jahre später 1804 kam es zu einem Kriege zwischen Nepal und den Engländern, der bei wechselndem Glücke volle zwei Jahre dauerte und mit einem Siege der Briten, sowie Abtretung der nepalesischen Provinz Kumaon und eines beträchtlichen Theiles des Terais an die Sieger endete. Gleichzeitig wurde den Engländern das Recht zugestanden, fortan einen Residenten in Khatmandu zu halten. Bis zum Jahre 1856 lebte Nepal dann mit seinen verschiedenen Nachbarn in Frieden und Eintracht, aber in Khatmandu fehlte es nicht an Palastrevolutionen und Kämpfen zwischen den verschiedenen Regierungsparteien. Niemand gelangte zu Macht und Einfluß, ohne zuvor bis an die Enkel in Blut zu waten, und König wie Minister waren, so sehr sie sich auch immer bemühten, mit ihren Feinden *tabula rasa* zu machen, keinen Augenblick sicher, ob sie in der nächsten Minute noch den Kopf auf den Schultern tragen würden. Der erste und einzige nepalische Premierminister, der bisher thatsächlich eines natürlichen Todes starb, ist Jung Bahadur, der unter der Regierung des Königs Martavbar Singh, nachdem er Duzende seiner Widersacher hatte ermorden lassen, sich zum *de facto* Herrscher Nepals aufschwang und trotz aller Morde, mit denen er sein Gewissen beschwerte, als einer der größten Wohlthäter des Landes gepriesen wird.

Er starb im Jahre 1877, nachdem er im Anfange der fünfziger Jahre England besucht und wenige Jahre später 1857 während des großen Aufstandes der Eingeborenen gegen die Engländer letzteren mit seinen Truppen hervorragende Dienste geleistet hatte. In den Jahren 1855—56 führten die Nepalesen unter Jung Bahadur Krieg mit den Tibetanern, in dem die letzteren den kürzeren zogen und sich im Friedensschluß zu einem jährlich nach Khatmandu zu zahlenden Tribut in Höhe von 10,000 Rupien, zur Aufhebung der Zölle auf alle aus Nepal importierten Waren und zur Zulassung eines nepalesischen Gesandten in Lhasa, der Hauptstadt Tibets und Sitz des Dalai-Lamas, verpflichteten.

Die Beziehungen der nepalesischen Regierung zu derjenigen Britisch Indiens sind heute zweifellos freundschaftlicher Natur, wenngleich sich nicht leugnen läßt, daß die Engländer den Mangel jeglichen Einflusses auf die Verwaltung Nepals schmerzlich empfinden. Die Nepalesen aber thun durchaus recht daran, wenn sie ihr Land den Europäern und in erster Linie den Engländern, soweit es in ihrer Macht liegt, verschließen, haben sie doch an ihren Nachbarstaaten Kaschmir und Sikkim gesehen, wie der Sohn Albions, wo er einmal Einlaß erhalten hat, nicht nur festen Fuß faßt, sondern diesen Fuß auch sofort den Leuten, die ihn als Gast empfangen haben, auf den Nacken setzt. Begreiflicherweise lag mir besonders viel daran, nachdem ich bereits einen großen Teil der Himalayastaaten durchzogen hatte, gerade dasjenige Land kennen zu lernen, zu dem der Zutritt am schwierigsten zu erlangen ist; aber mit wem ich auch während meiner Reise in Verhandlung getreten war, jedermann erklärte, mir einen Paß für Nepal nicht verschaffen zu können. Da wandte ich mich in Simla an den Bizekönig Lord Lansdowne, der mir schon so manche Liebenswürdigkeiten erwiesen hatte, und erhielt nach wenigen

Wochen die Antwort, daß der Maharadja von Nepal sich bereit erklärt habe, mich in Rhatmandu zu empfangen.

Mit dieser Erklärung in der Tasche erreichte ich mit zwei Lastkamelen und meinem Pony die letzte auf dem Wege nach Nepal im Behar-Distrikt gelegene ehemalige Indigofaktorei Hurdea, deren Verwalter Mr. Halloway, den ich gerade beim Frühstück überrumpelte, mich in herzlichster Weise willkommen hieß und mich bat, für einige Tage sein Gast zu sein. So gern ich dieser Bitte unter anderen Umständen nachgekommen wäre, so drängte es mich doch, möglichst ohne Zeitverlust nach Nepal zu gelangen, und als im Laufe des Nachmittags als Antwort auf eine meinerseits an die britische Residentur in Rhatmandu gerichtete Anfrage, die Nachricht eintraf, daß die nepalesischen Grenzposten Befehl erhalten hätten, mich passieren zu lassen, entschloß ich mich, am folgenden Morgen in aller Frühe weiter zu marschieren. Später erfuhr ich, daß der Maharadja noch im letzten Augenblick Bedenken gegen meinen Besuch geäußert hatte und nahe daran gewesen war, die mir bereits gegebene Erlaubnis, sein Land zu betreten, zu widerrufen, da man fürchtete, ich könne ein russischer Spion sein, der eine Marschrouten für die russischen Truppen durch Tibet und Nepal nach Indien ausfindig machen wolle. Es hatte erst einer ausdrücklichen Versicherung des in Abwesenheit des Residenten mit den Geschäften betrauten Residenturarztes Dr. Shore bedurft, den ängstlichen Nepalesen klar zu machen, daß ein vom Vize-König persönlich empfohlener deutscher Offizier wahrscheinlich alles andere eher als ein russischer Spion sei. Hurdea ist eine der wenigen Indigopflanzungen Behars, welche die für sie aufgewandte Arbeit nicht gelohnt haben, so daß man seit der letzten Ernte überhaupt den Anbau des Indigos eingestellt hatte und nun die extensivste Wirtschaft, oder besser gesagt, die intensivste Raubwirtschaft trieb, die

mir vorgekommen ist. Der größte Teil des Landes war verpachtet und zwar derart, daß der Pächter das gesamte Stroh und die Hälfte des Getreides seiner Ernte an den Verpächter abzuliefern hatte, der seinerseits Stroh sowohl wie Getreide verfilberte und obendrein noch den wenigen von seinen Kindern und Pferden produzierten Dünger verbrennen ließ. Ich nahm mir damals vor, meinem lebenswürdigen Wirte ein Exemplar von Liebig's Agrikulturchemie zu dedizieren, habe diesen guten Vorsatz aber bisher, wie ich zu meiner Schande gestehen muß, nicht zur Ausführung gebracht.

Als wir in der Frühe des nächsten Morgens, begleitet von Mr. Halloway, auf der Landstraße dahinzogen, sah ich auf den Feldern mehrere, zu mindestens sieben Achteln nackte, kohlrabenschwarze Ackerbauer an langen Stricken hängende irdene Töpfe, denen ein weißlicher Rauch entstieg, hin- und herschwingen. Auf meine Frage, was diese Räuchererei zu bedeuten habe, erfuhr ich, sie habe den Zweck, böse Geister von den Feldern zu treiben, um eine möglichst gute Ernte zu erzielen.

Nach etwa einer Stunde Marschierens durchwateten wir den Kukjul, ein zu dieser Jahreszeit kaum zwei Fuß tiefes Flüsschen, und befanden uns damit auf nepalesischem Gebiet. Erstaunt war ich, hier gar keine Grenzwächter zu finden, und erfuhr von meinem Begleiter, daß man überhaupt bis an den drei bis vier Tagemärsche entfernten Siffagaripaß unbehelligt bliebe, erst dort beginne die Grenzsperr.

Ich verabschiedete mich nunmehr von Mr. Halloway und zog allein mit meiner kleinen Kamelkarawane weiter auf gut gehaltener, breiter Landstraße, zu deren beiden Seiten junge, durch hohe Flechtwerke gegen Beschädigung geschützte Mangobäume angepflanzt waren. Jedenfalls wollten die Nepalesen zeigen, daß sie sich ebensowohl um ihre Wege zu bekümmern verstünden, wie ihre Nachbarn, die Engländer, und daß da,

wo man die Straße in schlechter Verfassung lasse, dieses seine ganz besonderen Gründe habe, nämlich unberufenen Besuchern das Eindringen nach Möglichkeit zu erschweren. Man konnte sich nach Mecklenburg in die Zeit der Rapsblüte versetzt wähnen, so üppig wogten, so betäubend dufteten die weit sich ausdehnenden blühenden Senffelder. Sehr bald überholte ich einen schier endlos langen Zug von Ochsenkarren, auf denen schwere, gußeiserne Röhren verschiedenen Kalibers landeinwärts befördert wurden. Ich erfuhr, daß dieselben zu einer Wasserleitung in Rhatmandu bestimmt, und daß bereits mehrere Hundert solcher Röhren dorthin geschafft worden seien. Das klang ja alles unheimlich zivilisiert, und ich wäre am liebsten gleich wieder umgekehrt, wenn mir nicht fast gleichzeitig ein kleiner Trupp Bhutias in grauen Wollmänteln und Filzkappen mit Tragkörben auf dem Rücken begegnet wäre. In den Händen trugen sie, an der Seite mit einem kugelbeschwerten Kettchen versehene, etwa 3 Zoll lange Messingzylinder, die sie mittelst eines kurzen Holzstabes, in den ein eiserner Dorn eingelassen war, um den sich der Zylinder drehte, in beständiger Rotation hielten, dazu ununterbrochen die Worte murmelnd: „Om mane padme hum“ (O, du Edelstein auf dem Lotus, schrump!). Nun hatte ich bereits genug von den berühmten tibetanischen Gebetmühlen gehört, um sofort zu wissen, daß ich es mit diesen zu thun hatte. Durch jede Umdrehung der Mühle erwirbt sich der Gläubige das gleiche Verdienst, als ob er die im Zylinder aufbewahrten Gebetrollen abgelesen hätte. Da ich als eifriger Sammler dem Prinzip huldige, nie mit einem Ankauf bis morgen zu warten, wenn ich ihn heute bewerkstelligen kann, so versuchte ich sogleich mit den Pilgern wegen Abtretung einer Gebetmühle in Verbindung zu treten. Ich hatte aber dieses Mal kein Glück, denn man kümmerte sich überhaupt nicht um meine

Unrede und zog, „Om mane padme hum“ brummend, weiter des Weges.

In fröhlichster Laune setzte ich meinen Marsch fort. Was sollte ich alles noch in Nepal erleben, wenn mir hier, so nahe der britischen Grenze bereits derartig interessante Menschen begegneten. Meine Erwartungen wurden denn auch voll und ganz erfüllt. Kaum hatten wir die Bhutias aus den Augen verloren, so trafen wir einige langbärtige Afghanen in weiten weißen Weinkleidern und Kitteln, um das lange schwarze Haar einen lose gewundenen weißen Turban. Sie sind die unternehmendsten Hausierer, die man sich denken kann, und überall trifft man sie, von einem Ende des indischen Reiches bis zum anderen, in Bombay, Calcutta und Mandalay, bis hinauf an die burmesisch-chinesische Grenze. Mit einem Sack gedörrter Pfirsiche oder Aprikosen auf dem Rücken verlassen sie ihr Vaterland und ziehen planlos in die Welt hinaus. Man sagt, sie seien, nachdem sie ihren Bestand an getrocknetem Obste erschöpft hätten, nicht allzu wählerisch in Bezug auf Mittel und Wege, ihre Bedürfnisse zu decken, und namentlich sollen sie im Durchschneiden von Menschenfehlen eine hervorragende Virtuosität entwickeln, so daß sich in der Regel die ihren Hals über alles liebenden Bewohner der indischen Ebene hüten, es mit einem Afghanen zu verderben. Als Soldaten sieht man sie hier und da in den eingeborenen Regimentern. Sie werden ihrer Nüchternheit und Disziplin wegen gelobt, aber auch hier traut man ihnen nicht über den Weg und hütet sich, ihnen Gelegenheit zu geben, ihrer Nachsicht die Zügel schießen zu lassen. Sie bekennen sich durchweg zum Islam und sind die stattlichsten Vertreter der arischen Rasse, die ich gesehen habe. Man trifft unter ihnen häufig Erscheinungen, die vom Fleck weg als Passionspieler ins Oberammergau ziehen könnten. Als Lager-

nachbarn waren sie mir dagegen stets hochgradig unsympathisch.

Nachmittags erreichten wir Semrabassa, eine am Waldessaum gelegene Ansiedelung mit elenden Laubhütten und zigeunerhaft lebenden Nawaris. Mehrere derselben waren damit be-



Anhr.

schäftigt, einen jungen Wasserbüffel, dem man mit dem Kukri, dem berühmten Gurkameffer, den Kopf vom Rumpfe getrennt hatte, zu zerlegen. Den Mitgliedern selbst der niederen Kasten in Nepal gilt zwar, wie allen Hindus, das Rind als geheiligtes Tier, mit dem Wasserbüffel macht man hingegen eine Ausnahme, auch wird der Büffel vielfach in den Tempeln den Göttern als Opfer dargebracht. Ohne dem Rinderfilet seine großen Vorzüge absprechen zu wollen, nehme ich *fauts de mieux* auch mit dem Filet des Wasserbüffels fürlieb und war daher recht froh, als es meinem Koch gelang, ein solches für den Preis einiger Silberlinge für mich zu erwerben. Wir schlugen unser Lager möglichst weit von dem übel duftenden Dorfe auf, empfingen die Besuche freundlicher Leute, von denen ich mir allerhand über Nepal erzählen ließ, während mein treuer Scheckenpony „Radja“ in Ermangelung von Gras die ihm von seinem Saïs mit Hilfe eines Spatels aus dem Boden losgelösten Graswurzeln verzehrte und die Kamele sich an einem großen Haufen frischen Laubes gütlich thaten.

Ein zweiter Marsch auf breiter, aber sandiger, unausgesetzt durch dichten Laubwald führender Straße, auf der uns wieder lange Züge von Ochsenkarren, sowie eine große An-

zahl Kulis begegneten, die entweder enorme Ballen roher Baumwolle und indischer Baumwollstoffe, oder Kisten mit amerikanischem Petroleum und schwedischen Streichhölzern auf dem Rücken trugen, brachte uns nach Bichiakoh. Die Nepalesen sind, gleich den Kaschmiris, ausgezeichnete Lastträger und schleppen nicht selten Gewichte von 150 Pfund und darüber über die höchsten Pässe. Ausnahmsweise sah ich auch Kulis ihre Lasten an den zwei Enden einer über die Schulter gelegten Stange tragen. Einmal begegnete ich einem alten Herrn, der seine beiden Entelchen, je eines in einem Körbchen sitzend, auf diese Weise nach Hause trug, ein Bild, wie es anziehender nicht gedacht werden kann. In Bichiakoh, einem ärmlichen an breitem Flußbett gelegenen Dorfe, fand ich das große, zweistöckige Kastenhaus, eine sogenannte „Pauah“, auf Befehl des Maharadjas für mich bereitgestellt, doch zog ich es, theils weil es noch früh am Tage war, theils wegen Mangels an der erwünschten Sauberkeit dieses königlichen Kasthauses, sehr zum Verdruß meiner Diener und Kameltreiber vor, nach kurzem Aufenthalt weiterzuziehen und später auf einer kleinen grasbedeckten, baumbestandenen Bodenerhöhung in dem weiten steinigen Flußbette Lager zu beziehen. Wir waren hier mitten in der Wildnis, abseits von allen menschlichen Wohnungen. Ringsum an den hohen Ufern des Flusses dehnten sich prächtige Laubwaldungen mit den als Bauholz hochgeschätzten Salbäumen aus, und als die Nacht hereinbrach, wurden wir bald gewahr, daß einige Tiger mit knurrenden Magen unser Lager umkreisten. Wir banden die Kamele und Rajas daher mitten im Lager an, und nachdem rundum große Holzfeuer entfacht waren, legten wir uns beruhigt schlafen.

Hinter Bichiakoh hört für einige Meilen die Landstraße auf. An ihre Stelle tritt während der trockenen Jahreszeit, d. h. vom November bis März das Flußbett, dessen mit

Geröll bedeckter Boden zwar nichts weniger als eben ist, aber doch Menschen, Lasttieren und selbst Fuhrwerken keine unüberwindlichen Hindernisse bietet. In der Regenzeit stockt der Verkehr vollkommen. Zwischen vier bis fünfhundert Fuß hohen, teils mit Laubholz bedeckten Bergen, teils schroffen, hier und da mit Kiefern geschmückten Sandsteinklippen stolperten wir mehrere Stunden durch eine malerische, in einzelnen Partien lebhaft an die sächsische Schweiz erinnernde Landschaft, bis wir bei Chirjaghati wieder die Straße erreichten. Hier hatten sich in einem Engpaß zwei sich begegnende Ochsenfarrenzüge solcherweise festgefahren, daß ich mich nur mit vieler Mühe und dank größtem Entgegenkommen der Treiber mit meinem Pony durch das Gewirr von Fuhrwerken hindurchwinden konnte, während die Kamele vorläufig zurückbleiben mußten. Gegen Mittag zog ich in Yetounda ein, und da ich mein Frühstück in der Satteltasche mitgenommen hatte, konnte ich in aller Behaglichkeit auf der Veranda des für mich geöffneten königlichen Gasthauses die erst nach mehreren Stunden erfolgende Ankunft der Lasttiere abwarten. Die größeren nepalesischen Häuser sind meist zwei- bis dreistöckig, stehen auf quadratischer Grundfläche und haben in der Mitte einen geräumigen, von Veranden umgebenen Hofraum. Auch an der Vorderfront des Hauses befindet sich in der Regel im unteren Stockwerk eine große Veranda. Die Häuser sind aus roten Ziegelsteinen erbaut und die weit ausladenden Dächer entweder mit Stroh, Schindeln oder Ziegeln eingedeckt. An den Veranden, Balkonen, Fenstern und Thüren sieht man vielfach außerordentlich wirkungsvolle Holzbildhauerarbeiten und Schnitzereien. Hier und da sind die Motive dieser Kunstwerke allerdings in einer Weise schlüpfrig, daß einem keuschen Joseph die Augen übergehen könnten.

Die einzelnen Stockwerke sind durch Leitern, seltener durch

Treppen mit einander verbunden, die Fußböden aus Stein oder Lehm hergestellt, die Wände weißgekalkt. Fensterscheiben aus Glas gelten bisher in Nepal als ein Luxus, den sich nur die Reichsten des Landes gestatten, die Fensteröffnungen sind mit durchbrochenem Schnitzwerk z. B. in Form eines radschlagenden Pfanes zur Brechung der Sonnenstrahlen versehen und werden gegen die Kälte von Junen mit Holzklauen verschlossen. Ein so hoher Wert durchweg auf die äußere Erscheinung des Hauses gelegt wird, so armselig und unbehaglich pflegt es im Innern zu sein. Die Räume sind niedrig, verräuchert, dunkel und schmutzig. Der mittlere Hof, in dessen umlaufender Veranda der Regel nach die Dienerschaft haust, und in der gleichzeitig Pferde, Kühe, Ziegen und sonstige Haustiere untergebracht sind, dient nebenher als Düngerstätte und Spielplatz für die Kinder, an denen, namentlich wenn solch ein Gebäude, wie es häufig vorkommt, von über einem Duzend verschiedenen, der gleichen Kaste und demselben Beruf angehörenden Familien bewohnt wird, ein wahrer *embarras de richesse* herrscht. In den meisten Kastrhäusern sind Möbel irgend welcher Art nicht vorhanden, dagegen kann man sich über einen Mangel an Ungeziefen niemals beklagen.

Setounda ist während der kalten und trockenen Jahreszeit ein recht lebhaftes Örtchen, da es für die Marawanen einen der Rastplätze nach Rhatmandu bildet. Vorübergehend ist hier dann ein nepalischer Offizier mit einigen Soldaten zur Aufrechterhaltung der Ordnung stationiert. Sobald die Regenzeit einsetzt, verödet der Ort dagegen gänzlich, da die todbringenden Teraisfieber Händler wie Soldaten wieder in die Berge treiben. Bei meiner Ankunft herrschte ein ganz besonderes Treiben, da eine große Anzahl Antis und einige dreißig Elefanten kurz zuvor eingetroffen waren und für den nächsten Morgen verschiedene hohe Würdenträger erwartet

wurden, um einige Tagereisen weiter östlich Vorbereitungen für eine große Tigerjagd zu treffen, zu der Seine Majestät



Prithi Bi Vikram, König von Nepal.

der König Prithi Bi Vikram wie auch der Premierminister Maharadja Bir Shum Shere erwartet wurden. Das Elefantenzlager lag etwa 10 Minuten vom Dorfe entfernt im Dschungel, und selbstverständlich ließ ich es mir nicht nehmen, demselben einen Besuch abzustatten. Zum ersten Male sah ich hier Elefanten in größerer Anzahl bei der Arbeit in der Wildnis, und nicht müde wurde ich zuzusehen, wie sie, von ihren Mahauts

(Treibern) geleitet, jede von ihnen verlangte Arbeit verrichteten, Bäume entwurzelten, Äste abbrechen, die entästeten Bäume im Munde oder auf den Stoßzähnen zu bestimmten Plätzen schleppten, Wege durch den Wald bahnten, ihr Futter herbeiholten und beim Baden, gehorsamen Kindern gleich, auf Geheiß dreimal hinunter untertauchten. Die Dressur der Tiere, von denen im ganzen gegen zweihundert zu der Jagd versammelt werden sollten, ist geradezu erstaunlich. Was sollte man überhaupt in einer solchen Wildnis anfangen, wie eine Jagd im größeren Stile arrangieren können ohne Elefanten?

Gegen Abend kam ein nepalesischer General mit Frauen, Kindern und großem Gefolge durch Hetounda marschirt. Er und ein Teil seiner Mannen waren beritten, während seine Frauen in Sänften getragen wurden. Jede Sänfte war von

einem Träger mit großem Schirm, dem Abzeichen der Würde des Gatten, begleitet. Ubrigens schienen Seine Excellenz sehr eifersüchtiger Natur zu sein, denn sobald die Sänften in meine Nähe kamen, wurden nicht nur die Vorhänge derselben niedergelassen, sondern von anderen Trägern auch noch große Tücher derartig ausgespannt gehalten, daß die Sänften selbst meinen Blicken völlig entzogen wurden. Im allgemeinen sind sonst die Nepalesen weit weniger streng gegen ihre Frauen als die Bewohner Indiens, die ihre Benama geradezu hermetisch verschlossen halten, während sich in Nepal selbst die Frauen des Königs nicht selten öffentlich zeigen, ja sich leztthin sogar von einem Europäer photographieren lassen durften. Nach einer recht unbehaglichen Nacht in der Veranda des Kasthauses ging es früh morgens bei Nebel und Kälte weiter nach der am Fuß des Siffagaripasses gelegenen Ortschaft Bhimpedi. Die sich an den hohen Ufern des Rapti entlang windende und den Fluß auf mehreren soliden Holzbrücken kreuzende Fahrstraße macht den nepalesischen Offizieren, die sie in den Jahren 1865—70 lediglich mit ihren Soldaten gebaut haben, alle Ehre, und die von ihr durchschnitene Landschaft ist eine der großartigsten, die ich in den niederen Regionen des Himalayas zu bewundern Gelegenheit gefunden habe. Das Land ist gut bebant, und überall sieht man Gehöfte, einzelne Ansiedlerwohnungen und blühende Felder und Gärten.

Mit Bhimpedi, wo wir nach fünfstündigem, genußreichem Marsche anlangten, findet die fahrbare Straße ihr Ende. Die Reise mußte von hier ab auf schmalen, steilen Gebirgspfaden fortgesetzt werden, auf denen selbst Lasttiere ihre liebe Not haben, vorwärts zu kommen, so daß man sich fast ausnahmslos der Anlis sowohl zum Personen- wie zum Lastentransport zu bedienen pflegt. Dank der liebenswürdigen Fürsorge der Behörden in Sthatmandu standen bereits die zur

Beförderung meiner Gepäckstücke erforderlichen 10 Mulis marschfertig, so daß ich nur nötig hatte, die Kamele entladen und die Lasten neu verteilen zu lassen. Hierüber wie über die Auszahlung des üblichen Backschiffs an die Kameltreiber verging aber immerhin etwa eine Stunde, die ich benutzte, mir das recht malerische, lebhafte Dörfchen näher anzusehen. Mitten in der Straße gewahrte ich einen riesenhaften, auf der Seite liegenden, alle Viere von sich streckenden Elefanten. Auf dem Bauche des Untiers saß ein Mahaut, hatte einen der kolossalen Vorderfüße seines Pflegebefohlenen an sich herangezogen und schnitt von der Sohle desselben mit einem sichelartigen Instrument handgroße Hornstücke herunter, während der Dickhäuter wohlgefällig dazu grunzte. Als diese jedenfalls mehr Muskelkraft als eine leichte Hand erfordernde Hühneraugenoperation beendet war, erhielt der geduldige Patient von seinem Operateur einen gelinden Tritt vor den Magen und erhob sich sichtlich befriedigt.

Endlich waren die Lasten ausgeteilt und alles wohl bestellt, so daß der Aufstieg nach dem gegen 5000 Fuß hoch gelegenen Sissagarifort, wo ich für die Nacht vorgeschriebenermaßen Quartier zu nehmen hatte, beginnen konnte. Anfangs ließ ich mich von meinem braven Schecken tragen, als der Weg aber steiler und steiler wurde und Radja anfangs Wähe von Schweiß zu vergießen, verließ ich den Sattel, hing mich an den Schwanz meines treuen vierbeinigen Kameraden und ließ mir auf diese Weise die Kletterei wesentlich erleichtern. Hätte mein Saiz sich Ähnliches erlaubt, ich würde ihm ein paar gehörige Maulschellen verabfolgt haben, da der Pfad mit losem Felsgeröll bedeckt war und der Bony auch ohne lebendes Schwanzanhängsel jeden Augenblick Gefahr lief, nach hinten anzurutschen, mir selber aber verzieh ich diese Unart, da ich einen verwundeten Fuß hatte und es außerdem

unausstehlich heiß war, so daß ich nach kaum viertelstündiger Kletterei bereits wie aus dem Wasser gezogen triefte. Auf dem ersten ebenen Fleckchen Weges machte ich kurze Rast und konnte mich, bergabschauend, nicht eines Gefühles des Mitleids mit meinen armen Kulis erwehren, die pustend und keuchend mit ihren schweren Lasten auf dem Buckel langsam auf schmalen Zickzackpfade vorwärts strebten.

Nach etwa dreiviertel Stunden stand ich vor einer engen Pforte, durch die kaum zwei Menschen nebeneinandergehend sich hindurchzwängen konnten, dem Thore zum Königreich Nepal. Der Posten ließ mich ohne weiteres passieren, die hinter der Pforte in einem Schuppen untergebrachte Wache trat ins Gewehr, ich wurde von einem Offizier in Empfang genommen und an verschiedenen Soldatenwohnungen vorüber zu dem auf geräumigem Hofe der kleinen Feste gelegenen kümmerlichen Kasthause geleitet. Hier mußte ich noch eine geraume Zeit auf meine Diener und Kulis warten, genoß in vollen Zügen die prächtige frisch mich anwehende Bergluft und weidete mein Auge an der unter mir sich ausbreitenden Landschaft. Als ich jedoch einen Blick in das Innere der Befestigungen werfen wollte, kam es mir vor, als ob der aufgestellte Posten leicht verstimmt würde, und um keinen weiteren Verdacht zu erregen, unterdrückte ich alle ferneren Orientierungsgelüste. Ich sah, daß an der Grenzpforte mit Ausnahme meiner Kulis und Diener jedermann für seine Person, wie für die von ihm beförderten Waren einen Zoll zu entrichten hatte.

Offiziere und Soldaten benahmen sich gegen mich in jeder Weise zuvorkommend, ohne aber sich nach Art ihrer indischen Vettern irgendwie unterwürfig zu zeigen. Überhaupt habe ich während meines Aufenthaltes in Nepal die Erfahrung gemacht, daß es dem Nepalesen keineswegs an Selbstbewußt-

sein fehlt. Der Fremdling ist im Lande nur geduldet, gefeiert oder gar angebetet, wie in andern Himalayastaaten, wird er nicht, und umsonst wird man hier nach Leuten suchen, die sich vor dem Europäer zur Erde beugen, den Staub küssen, den sein erhabener Fuß berühren soll, oder sich die Schuhe ausziehen und den Sonnenschirm schließen, wenn sie an ihm vorübergehen. So etwas giebt es nicht in Nepal, und ich kann wohl sagen, so angenehm es schließlich ist als Halbgott angesehen zu werden, ich freute mich doch, einmal wieder unter Menschen zu weilen, die mir deutlich zu verstehen gaben, daß sie mich zwar als Gast ihres Landes respektierten, mich im übrigen aber durchaus nicht für ein höheres Wesen hielten.

Am folgenden Morgen wurde die Kletterei durch Waldland fortgesetzt, bis wir nach ca. 1 Stunde in einer Höhe von etwa 6500 Fuß den Siffagahiripaß überschritten. Da dichte Nebelmassen über den Bergen lagerten, so wurden wir für unsere Anstrengungen durch einen Ausblick leider nicht entschädigt und hatten infolgedessen auch keine Veranlassung, mit dem Abstiege zu zögern. Nach zweistündigem Marsche, während dem wir verschiedentlich das trockene Bett eines in der Regenzeit hoch anschwellenden und deswegen an verschiedenen Stellen von Brücken überspannten Flusses hatten krenzen müssen, gelangten wir zu dem freundlichen, malerisch zwischen kahlen Bergen gelegenen Dorfe Markhu. Hier trafen wir eine Anzahl junger Gurkas, die sich bei meiner Annäherung erhoben und militärisch grüßten. Ich erfuhr von ihnen, daß sie in die Heimat beurlaubte Soldaten eines englischen Gurkaregiments seien und in den Kreisen ihrer Freunde Propaganda für den Eintritt in das englisch-indische Heer gemacht hätten. Als das Resultat ihrer Bemühungen stellten sie mir einige hübsche, kräftige junge Burschen vor, darunter einen Jüngling mit tiefblauen Augen und hellblondem

Haar, der sehr wohl für einen Europäer hätte gelten können, mir aber auf Befragen die Versicherung gab, reinblütiger Nawar zu sein. Ich kaufte dem Jungen einen vortrefflich gearbeiteten Kukri ab, beschenkte die ganze Gesellschaft mit Cigarren, die sie nur zögernd entgegennahm, und erreichte nach weiteren Stunden die am Fuße des Chandraghiripasses am Ende eines „Klein Nepal“ genannten Thales gelegene langgestreckte Ortschaft Chitlong, wo ich in dem mit herrlichen, aber unbeschreiblich obscönen Holzschuifereien überladenen Kaffthause die für mich bereit gehaltenen Männer bezog und den ganzen Nachmittag lesend und schreibend zubrachte. Gegen Abend unternahm ich einen Spaziergang ins Dorf, in dem die letzte Ernte auf hohen Holzgerüsten in stattlichen Schobern neben den Häusern stand. In der Nachbarschaft des Kaffthauses liegt ein neuerbauter, dem Gotte Schiwa geweihter, von drei Kuppeln gekrönter Tempel aus hellgrauem Sandstein, in dem zahlreiche Spenden von Reis und Blumen niedergelegt waren. Wir befanden uns hier in einer Höhe von nahezu 6000 Fuß über dem Meeresspiegel, und mit einbrechender Nacht wurde es so empfindlich kalt, daß ich selbst in geschlossenem Raume trotz aller meiner Mäntel und Decken wie ein Schneider froz.

Zähneklappernd, bei dichtem Nebel, setzten wir in früher Stunde am folgenden Morgen den Marsch fort, um womöglich noch zur Frühstückszeit unser Reiseziel, die Hauptstadt Khatmandu, nach der es mich mit unwiderstehlicher Gewalt zog, zu erreichen. Die Hände tief in den Hosentaschen vergrabend, mit hochgeschlagenem Kockragen, ging es auf einem der steilsten Pfade, die mir vorgekommen sind, aufwärts. Selbst Radja, das geborene Kletterpferd, hielt alle paar Minuten schnaubend und mit den Flanken schlagend inne, schüttelte die schwarzweiße Mähne und schien zu denken, daß, falls nicht

hinter dem Berge eine ganz besonders fette Weide liege, die *Metterei pour le roi de Prusse* sei.

Die Sonne kam, die um die Berge wogenden Nebelmassen verflüchtigten sich, und wenn ich mich, ab und zu eine kleine Pause machend, umwendete und einen Blick zurück auf das hinter uns liegende Thal warf, so war ich jedesmal versucht das Lied anzustimmen; „Wär' dieses schöne Land doch mein Vaterland“, und wenn ich das unterließ, so war daran in erster Linie eine gewisse Mennot schuld, in zweiter eine Heiserkeit, die ich mir über Nacht zugezogen hatte, und in dritter der mir angeborene Mangel jeglicher gesanglichen Begabung. Allmählich wurde die Paßhöhe erklimmen, und vor meinen Blicken lag ein Bild so wunderbar, so überwältigend großartig, wie ich bisher noch nichts auf Erden geschaut hatte. Ich habe unendlich viel des Schönen auf meinen weiten Wanderungen gesehen, habe mehr als einmal geglaubt, vor dem Herrlichsten zu stehen, was Gott geschaffen hat, aber hier ward mir bewußt, wie tief ich die Leistungsfähigkeit des Weltenschöpfers bisher unterschätzt hatte.

So etwas findet sich auf Erden? Ist's möglich, ist ein Land so schön, muß ich in jenen hingestreckten Bergen den Jubegriff von allen Himmeln sehen? Ich stand da wie festgewurzelt. Tief unter mir wogten im weiten *Mhatmanduthale* dichte, milchweiße Nebelmassen, aus denen, einer Feeninsel gleich, der von vergoldetem Tempel gekrönte *Swayambuhügel* überflutet vom Sonnenglanze aufragte, während im Hintergrunde eine endlose Kette schneefarrender Berge sich vom lichten Blau des Horizontes abhob. Da lagen sie vor mir, die Bergriesen unseres Planeten in ihrer ganzen, nicht mit Worten zu schildernden Majestät, alle überragend der mächtige, über 29 000 Fuß hohe *Gaurisankar*, heute nach seinem Entdecker *Mount Everest* genannt, daneben der

28 250 Fuß hohe Kinchinjanga, im Westen der malerische nahezu 27 000 Fuß hohe Dawalagiri und zwischen ihnen fast ein Drittel des Horizontes einnehmend eine Folge von schneebedeckten, noch von keines Menschen Fuß entweichten Gipfeln zwischen 23 000 und 25 000 Fuß.

Sobald die Kulis mit dem Gepäck herangekommen waren, ließ ich einen meiner Stühle aufstellen und schwelgte, mich niederlegend, über eine halbe Stunde wonnetrunken in dem Anblick der nirgend auf der Erde ihresgleichen habenden Landschaft, stumm das Schicksal preisend, welches mich auf diesen Punkt geführt. Nur eines fehlte mir in jener Stunde des Glückes, nämlich ein Wesen, welches mit mir genießen, mit mir empfinden, gemeinsam mit mir den Schöpfer dieser fast überirdischen Pracht preisen konnte. Aber ich war unter Larven die einzig fühlende Brust, unter meinen Dienern befand sich niemand, der mich verstand. Die mich begleitenden Nepalesen wandten all diesen wunderbaren Bergen, von denen sie mir auch nicht einen einzigen Namen angeben konnten, stumpfsinnig den Rücken und verzehrten, im Schatten eines moosbehangenen Baumes hockend, ihr frugales Frühstück. Wie ist es möglich, fragte ich mich, daß diese Menschen solchen Wunderwerken der schaffenden Natur gegenüber kalt bleiben? und ich blieb mir die Antwort schuldig. Als ich aber einige Tage später in Rhatmandu die Erfahrung machte, daß zwei der drei seit Jahren dort lebenden Europäer keine Ahnung davon hatten, daß sie Tag für Tag von ihren Fenstern aus den Gaurisankar, den König aller Berge, vor sich sahen, und ich ihnen diese Thatsache erst an der Hand meiner Karten beweisen mußte — da wäre mir fast der Verstand still gestanden.

Zweitausendfünfhundert Fuß hatten wir zum Rhatmanduthale hinab zu steigen, und dieser Abstieg war ein recht be-

schwerlicher sowohl für uns Menschen wie für den mehrfach den Boden unter den Füßen verlierenden Sack. Mittlerweile wurden die Nebelmassen von den Strahlen der Sonne verjagt und von steiler Höhe unterschied ich deutlich unter mir, neben den drei großen Städten, Rhatmandu, Batgaon und Patan, verschiedene ansehnliche Dorfschaften und unzählige über das ganze Thal verstreute Gehöfte. Da ist kaum ein Fleck, der nicht kultiviert wäre, überall, soweit das Auge reicht, Baumgruppen, Äcker, blühende Gärten und Wiesen. Die Ebene ist vortrefflich durch die beiden sie durchschneidenden Flüsse den Bagmati und Wisnumati, sowie zahlreiche sich in diese ergießenden Bäche bewässert, und nach allem, was ich vom Rhatmanduthale gesehen habe, halte ich die Angabe der Nepalesen, daß in demselben gegen 500 000 Menschen, d. h. über 800 auf den Quadrat-Kilometer leben sollen, für nicht übertrieben.

Wir trafen während des Abstieges gegen tausend Kulis, die Zeltlasten und Lagergerät, Tische, Stühle, Teppiche und Küchenutensilien zu dem Jagdlager des Königs brachten. Auch verschiedene Staatsbeamte, die sich in Hängematten tragen ließen, begegneten uns, dagegen sahen wir während des ganzen Marsches von Whimpedi bis zu der kleinen, am Fuße des Chandraghirispasses im Rhatmanduthale gelegenen Ortschaft Thankot kein einziges Lasttier. In nächster Nähe der letztgenannten Ortschaft, die wir gegen 11 Uhr passierten, liegt die stark verfallene Stadt Kirtipur, ehemals gleich den übrigen drei großen Städten des Thales Sitz eines Radjas und in der Geschichte Nepals bekannt durch den Widerstand, den seine tapferen Bewohner den sie belagernden Gurkas in den Jahren 1767—68 entgegensetzten. Der Gurka-König Prithwi Narajan fiel vor den Mauern Kirtipurs, in die es später den Belagerern nur durch Verrat gelang Bresche zu

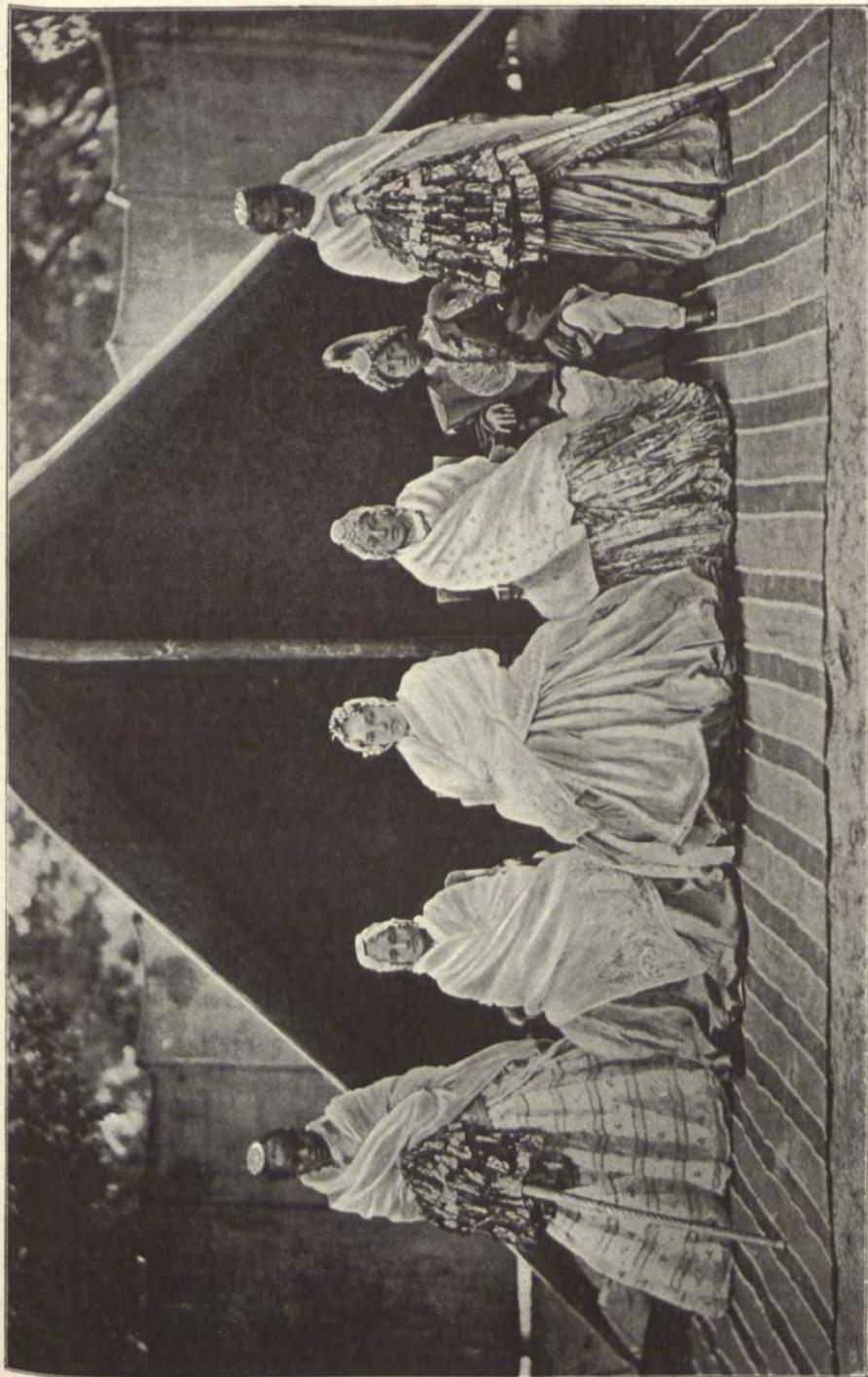
legen. Zur Strafe für ihr tapferes Benehmen schnitten die wilden Eroberer sämtlichen Bewohnern der Stadt vom Säugling bis zum Greise die Nasen ab. Ältere Nepalesen erzählten mir, daß sie noch viele nasenlose Kirtipuris gekannt hätten. Heute dürfte die Stadt kaum 3000 Einwohner zählen, aber sie wird viel von Andächtigen besucht, denn es befinden sich in ihr mehrere besonders geheiligte Tempel.

Da mir bis nach Thankot, von wo aus eine gut gehaltene Straße zur Hauptstadt führt, ein königlicher Wagen, und zwar ein ganz moderner langgestreckter Landauer mit Patentachsen entgegengesandt worden war, hätte ich den Rest des Weges mit durchaus abendländischem Komfort zurücklegen können. Aber ich verzichtete auf die weichen Polster der Zivilisation und schwang mich lieber in den Sattel, um auf Radja, der mich schon an so manchen indischen Fürstenhof getragen hatte, auch in der Hauptstadt Nepals als Reiter meinen Einzug zu halten. In dem Augenblicke, als ich eine die beiden Ufer des Bagmati verbindende, aus dem Holz des Salbaumes gebaute und mit Ziegelsteinen gepflasterte Brücke betrat, wurde auf einem Hügel ein Salut von elf Schüssen gefeuert. Hunderte von Weibern waren am Flusse mit Waschen und Wäschespülen beschäftigt, und der erste Eindruck, den ich hier und auf meinem Marsche durch die Stadt von den Vertreterinnen des schönen Geschlechts Nepals gewann, war ein unerwartet günstiger. Ein um die Hüfte geschlungenes, vorn etwas länger als hinten herunterhängendes, weißes Baumwolltuch und eine ebensolche Jacke oder ein um die Schultern gewundener Shawl bilden die am häufigsten gesehene Kleidung. Das Haar tragen sie meist in einem lang herunterhängenden, am Ende mit einer Quaste aus roter Seide oder Baumwolle umwundenen Zopf. Die Nawar-Weiber befestigen das ihrige in einem Knoten auf dem Scheitel und schmücken den-

selben vielfach mit einer handgroßen, tellerförmigen, nicht selten mit kostbaren Edelsteinen besetzten Goldplatte, wie denn überhaupt in Schmuckgegenständen, namentlich in Rhatmandu, ein großer Luxus getrieben wird. Männer wie Weiber sind Freunde von Blumen, erstere tragen dieselben hinter den Ohren, letztere im Haar. Nicht wie sonstwo in Indien verhüllen die Frauen ihr Antlitz, sondern schauen frank und frei in die Welt hinaus, ohne dabei auch nur im allergeringsten zu kokettieren.

Die männliche Gurka-Bevölkerung kleidet sich in Hosen und lange mit einer Leibbinde, einem sogenannten Kamarband, um die Hüfte zusammengehaltene Jacken aus weißem oder blauem Baumwollstoff, dazu entweder einen lose ums Haupt geschlungenen kleinen Turban oder eine cerevisartige schwarze Mütze aus Tuch oder Samt mit Gold- und bunter Seidenstickerei. Im Kamarband fehlt bei keinem die Nationalwaffe, der eigenartig gekrümmte Kukri in schwarzlederner Scheide. Die Nawaris, namentlich die ärmeren Klassen, begnügen sich oft mit einem Hüfttuch und kurzer Jacke aus Baumwolle oder Wolle, je nach der Jahreszeit. Als Kopfbedeckung dient ihnen eine am Rande hochgeschlagene Mütze aus hellem Baumwollstoff oder eine graue Filzkappe, auch sieht man im Winter nicht selten bei allen Klassen tibetanische Pelzmützen. Die Hautfarbe der Nepalesen schwankt von Quittengelb bis Kupferbraun, hier und da, namentlich unter dem weiblichen Teile der Bevölkerung sieht man aber auch ausnahmsweise junge Damen mit pfirsichblütfarbenem Teint und rosig angehauchten Wangen.

Sehr eigenartig ist das Gewand der Damen von königlichem Geblüt und der Frauen der Vornehmen des Landes. Dieselben winden sich nämlich gegen hundert Ellen breiten weißen Mouffelinstoffes um die Hüften, und zwar wird diese Masse zarten Gewebes dabei dergestalt aufgebaut,



Кönigliche Familie, Nepal.

daß sie einen Umfang erreicht, der zuweilen selbst den der gewaltigsten Krinoline seligen Andenkens in den Schatten stellt. Der Oberkörper wird durch eine feingestickte, sich eng an den Körper schmiegende Jacke und einen über die Schultern geworfenen seidenen Shawl verhüllt. Zahlloses Geschmeide wie Halsketten, Fingerringe, Ohrgehänge und diademartige Kopfschmucke von oft enormem Werte vervollständigen die Gesellschaftstoilette der nepalesischen *grande dame*, die übrigens, was Vornehmheit des Auftretens, der Haltung und der ganzen äußeren Erscheinung anbelangt, ihren abendländischen Schwestern in keiner Weise nachsteht. Die Königin Mutter, die in jedem europäischen Salon ungeteilte Bewunderung erregen würde, ist noch heute eine Schönheit ersten Ranges.

Ich hatte geglaubt, in einer Stadt von circa 50000 Einwohnern würde es ein Leichtes sein, sich auch ohne Führer zu der britischen Residentur zurecht zu finden. Aber Khatmandu ist namentlich in dem von mir zuerst betretenen Stadtteile so unregelmäßig gebaut, so weitläufig angelegt, daß ich wahrscheinlich von einem Tempel zum andern ziehend noch lange planlos umhergeirrt wäre, hätte ich nicht das Glück gehabt, schon nach kaum einer Viertelstunde einem der hier lebenden Europäer, dem lebenswürdigen General-Musikdirektor der Armee des Landes, einem Engländer Mr. Gaye, zu begegnen, der sich meiner in hilfsbereiter Weise annahm. Als der joviale Herr bemerkte, daß ich überrascht war, einen General-Musikdirektor in der Hauptstadt des von aller Welt abgeschlossenen Nepals vorzufinden, meinte er lächelnd: „Sie glauben gar nicht, wie civilisiert wir hier in mancher Hinsicht sind, wir haben nicht nur drei recht gut ausgebildete Militär-Musikkorps, sondern sogar eine Bühne im Schlosse, auf der noch vor kurzem von den Damen des Palastes Giroflé Girofla aufgeführt worden ist. Die Ausstattung der

Operette hat Summen gekostet, mit denen jeder europäische Theaterdirektor renommieren könnte. Wir haben sogar klavierspielende Prinzessinnen. Ja! ja! ich sehe, Sie haben sich Nepal anders vorgestellt, aber Sie werden noch über manches, was Sie bei uns sehen, die Hände überm Kopfe zusammenschlagen.“

Ich mußte Mr. Gage nun vorerst in sein hübsches Häuschen, in dem er mit seiner Familie ein beneidenswert friedliches Leben führt, folgen und nach guter Sitte mir einen Willkommentrunk kredenzen lassen, um dann, begleitet von meinem Wirte, für den inzwischen sein dreißigjähriger chinesischer Pong, welcher trotz seines Alters im letztjährigen Trabrennen in Khatmandu den ersten Preis davongetragen hatte, gesattelt worden war, zu dem mir zur Verfügung gestellten Quartier in der britischen Resindentur weiterzureiten. Auf dem Wege dorthin kamen wir an dem mit dichtem, kurzgehaltenem Rasen bedeckten prächtigen Paradeplatz vorbei, auf dem gerade mehrere Rekrutenabteilungen nach Pählen langsamen Schritt übten. Jeder Soldat in Nepal hat, bevor er definitiv in ein Regiment eingestellt wird, ein Probejahr durchzumachen, nach Ablauf dessen von seinen Vorgesetzten entschieden wird, ob er sich für die militärische Laufbahn eignet oder nicht. Nepal ist eines der wenigen Länder der Erde, in denen das Angebot zu dieser Laufbahn die Nachfrage bei weitem übersteigt, und ich glaube, die Nepalesen getrost als die kriegerischste Nation Asiens bezeichnen zu dürfen. In Khatmandu wird gedrillt wie in Potsdam zu Zeiten Friedrich Wilhelms I., und der Paradeplatz wird nicht leer vom frühen Morgen bis zum späten Abend.

Die Exerzieruniform der Truppen besteht aus schwarzen, beziehungsweise weißen, baumwollenen, oben weiten und an den Waden enganliegenden Hosen und schwarzbaumwollenen

resp. blauwollenen Kitteln mit Kamarband. Als Fußbekleidung sind Lederschuhe allgemein, kleine schwarze Turbane mit umlaufendem Wulst aus feinem Silberdraht, bei den Offizieren aus Golddraht resp. vergoldetem Silberdraht, bilden die Kopfbedeckung. An diesem Wulst befestigt tragen die Soldaten über der Stirn ein etwa 2½ Zoll hohes und 2 Zoll breites silbernes Schild mit getriebenem Wappen. Die Offiziere führen an Stelle der silbernen Schilder solche aus massivem Gold mit haselnußgroßen Edelsteinen als Rangabzeichen. So finden wir bei den Lieutenants in der Mitte des Schildes einen Smaragd, bei den Hauptleuten deren zwei, beim Major und Oberstlieutenant 4—5 Edelsteine, welche lose am untern Rande des Schildes hängen, während die Obersten brillantbesetzte Schilder mit 3 an denselben hängenden großen, ungeschliffenen Smaragden tragen. Alle diese Abzeichen sind Staatseigentum und repräsentieren zusammen ein, wie sich bei einem stehenden Heere von 20 000 Mann denken läßt, recht bedeutendes Kapital. Ich glaube aber, ihr Gesamtwert würde nicht hinreichen zur Beschaffung der verschiedenen kostbaren Generalskopfbekleidungen.



Kleines Gurka Messer.

Sie sind über und über mit echten Perlen bedeckte Helme, an deren Seiten ganze Trauben ungeschliffener Edelsteine von ungewöhnlicher Größe herunterhängen. Die Truppen sind mit Enfield-Gewehren und Kukris bewaffnet. Sämtliche Waffen, auch die Geschütze der Artillerie werden im Arsenal in Rhatmandu angefertigt, Kavallerie ist,

einige hundert Poneyreiter abgerechnet, nicht vorhanden. Im Norden des Paradeplatzes liegen die neuen, in europäischem Stil gehaltenen Palastbauten des Königs und seines Premierministers Maharadja Bir Shum Shere, des eigentlichen Regenten des Landes. Der König selbst, dessen voller Titel Maharadjadhiraja Briti Bi Vikram Shum Shere Jung Bahadur Shah lautet, spielt mehr die Rolle einer geheiligten Person und hat im übrigen dafür zu sorgen, daß die Herrscherfamilie nicht ausstirbt. Zur Zeit meines Besuches in Khat mandu hatte er kaum das fünfzehnte Lebensjahr vollendet und war kurz zuvor gleichzeitig mit zwei Töchtern seines Premierministers in den Ehestand getreten. Einer alten Vorschrift gemäß darf der König nämlich nie eine Frau allein heimführen, sondern muß stets zweien gleichzeitig die Hand zum Ehebunde reichen. Dieses Vergnügen kann er sich dagegen so oft leisten, wie er will, falls er nicht, wie das auch wohl zu Zeiten kommen mag, von seinem Premierminister, der in diesem Falle nebenbei bereits sein zwiefacher Schwiegervater ist, an etwaigen Extravaganzen verhindert wird. Andererseits glaube ich kaum, daß der jugendliche Landesherr sich irgendwo bei seinen Unterthaninnen einen Storbolen würde; denn abgesehen davon, daß er König von Gottes Gnaden ist, was ja immerhin bei der Liebe mit in die Waagschale fällt, ist er ein bildhübscher Junge mit entzückenden Augen und edlen, rein arischen Gesichtszügen. Vor dem von Parkanlagen umgebenen stattlichen Palaste liegt der Kani Pokri, ein großer, unmauerter Teich, auf dem Tausende wilder Enten sich ununterbrochener Schonzeit erfreuen, und in dessen Mitte sich ein hübscher Tempel erhebt. Am Ostende des Kani Pokri befindet sich die königliche Menagerie mit einigen prächtigen Tigern und Leoparden. Gegenüber dem Palaste am Südense des Paradeplatzes liegt

das Gefängnis, und neben diesem erhebt sich ein 250 Fuß hoher Aussichtsturm, von dem aus ich später einen wunderbaren Blick auf die Stadt und ihre Umgebung genoß. Den Palaß zu unserer Rechten liegen lassend, ritten wir weiter, kamen an einem bereits längere Zeit vollendeten, aber bisher noch doktorlosen, neuerbauten Hospital vorüber, in dessen luftigen Räumen drei von einem Quacksalber behandelte Kranke auf schmutzigen Betten lagen, passierten eine ebenfalls neuerbaute, aber noch unbenuzte Volksschule und gelangten dann, über einen Weideplatz trabend, auf dem eine Anzahl geheiligter, silbergrauer Bullen graste, zu der außerhalb der Stadt gelegenen englischen Residentur, die mit ihren Kasernen, Diener- und Amtswohnungen, ihrem Postgebäude, den Küchen und Stallungen u. s. w. eine kleine Stadt für sich bildet.

Der Resident Major Durand befand sich mit seiner Gattin auf einer Tigerjagd in Terai (er schoß, wie ich später erfuhr, in einem Zeitraum von 6 Wochen mit seiner kleinen Jagdgesellschaft gegen 20 Tiger neben einer Anzahl Büffel und anderem Wilde), aber der mit seiner Vertretung beauftragte Residenturarzt Dr. Shore hatte mir brieflich sein Haus zur Verfügung gestellt und mir Gastfreundschaft während der Dauer meines Aufenthalts in Mhatmandu angeboten. Ich machte in ihm die Bekanntschaft eines ebenso begabten wie liebenswürdigen Mannes, und der hübschen Stunden, die wir allabendlich vor lodermem Kaminfeuer sitzend bei einem Glase Grog verplauderten — es blieb natürlich niemals bei einem Glase —, werde ich mich stets mit besonderer Freude erinnern.

Am folgenden Morgen machte mir ein kleiner, wohlbeleibter nepalesischer Offizier seine Auswartung, stellte sich mir als Colonel Mahabeer Singh vor und theilte mir mit, er habe mir auf Befehl des Maharadjas für die Dauer meines Aufenthaltes in Mhatmandu die Honneurs des Landes zu

machen und mir alles zu zeigen, was ich zu sehen wünschte. Da der kleine Oberst mir einen ungemein sympathischen Eindruck machte und fließend englisch sprach, war ich natürlich hoch erfreut über die Zuerteilung eines solchen Führers. Gleichzeitig überbrachte er mir im Auftrage des Maharadjas die Botschaft, daß letzterer mich einlud, ihn im Laufe des Nachmittags zu besuchen, und daß zu einer mir passenden Stunde ein königlicher Wagen zu meiner Verfügung gestellt werden sollte. Gegen 8 Uhr fuhren wir darauf zusammen in den Palast, ich im Frack mit Ordensschmuck, mein Begleiter in Oberstenuniform mit edelsteinbesetztem goldenem Schild am Turban. Nachdem wir das von Truppen bewachte Palastthor passiert hatten, durchfuhren wir einen weiten Hof mit Gartenanlagen und Teichen und hielten vor einem imposanten Treppenhause. Durch dieses gelangten wir in eine große Halle und dann in einen Prunksaal mit Parkettboden, kostbaren Teppichen, Kristallkandelabern, Kronleuchtern und allen möglichen europäischen Kunstgegenständen. An den Wänden hingen die lebensgroßen, in Öl gemalten Porträts verschiedener Könige und Maharadjas von Nepal, sowie auch ein Bild der Königin von England, welches der Maharadja Jung Bahadur bei seinem Besuche in London 1851 von Ihrer Majestät als Geschenk erhalten hatte.

Hier empfing uns General Chundra Shum Shere Jung Bahadur Rana, ein jüngerer Bruder des Maharadjas, begrüßte mich auf englisch in herzlichster Weise und teilte mir mit, daß er von seinem die englische Sprache nur schlecht beherrschenden Bruder beauftragt wäre, während der Audienz als Dolmetscher zu fungieren. Er sah in seiner goldstrotzenden Uniform nach europäischem Schnitt mit goldenen Fangschuären und verschlungenen Achselstücken sehr stattlich aus und ist — etwa 30 Jahre zählend — ein auffallend schöner Mann, obgleich

seinem Gesichte ein gewisser Zug von Grausamkeit nicht abzuspüren ist.

In einem an den Brunksaal stoßenden Salon mit bücherbeladenen Tischen und modernen Lederseffeln kam uns der Maharadja Bir Shum Shere Jung Bahadur Rana entgegen, reichte mir die Hand und die Unterhaltung begann. Nachdem wir über die ersten Begrüßungsformen und Komplimente hinweggekommen waren, zeigte mir mein Wirt alle möglichen interessanten Gegenstände, Bilder, Waffen und nepalesische Bronzen. Er erkundigte sich eingehend nach meinem Vaterlande, erklärte einer der größten Verehrer



Maharadja Bir Shum Shere.

Kaiser Wilhelms des Zweiten zu sein und bedauerte nichts lebhafter, als daß es ihm wegen Überhäufung mit Regierungsgeschäften nicht möglich sei, einmal nach Berlin zu kommen, um einer Parade des Gardekorps beizuwohnen. Als ich ihn fragte, ob ich auch dem Könige meine Aufwartung machen könne, erklärte er, Se. Majestät seien erstens noch zu jung und zweitens als Ehegatte zu sehr beschäftigt, um Audienzen erteilen zu können.

Nach etwa einstündiger Unterhaltung verließ ich den Palast mit der Empfindung, daß es in Europa eine ganze Anzahl Fürstenhöfe gibt, an denen es weit weniger „chie“ und stilvoll zugeht, wie an dem Hofe des Maharadjas von Nepal.

Die Civilisation hier ist ja geradezu beängstigend, dachte ich bei mir, als ich, von meinem Obersten und dem Bruder

des Maharadja gefolgt, wieder ins Freie trat, und ich kann wohl sagen, es war mir eine Wohlthat, später zu vernehmen, daß kurz vor der mir erteilten Audienz ein Onkel des Königs, der sich irgendwie mißliebig gemacht hatte, auf Allerhöchsten Befehl von zwei zu diesem Zwecke gedungenen Afghanen im Palaste mit Knütteln todtgeschlagen worden war. Das war doch etwas Spartes, an abendländischen Höfen Unerhörtes; und da ich reise, um Außergewöhnliches zu erleben, war von Stund an Khatmandu eine noch weit interessantere Stadt für mich, als bisher.

Im Laufe des Nachmittags wohnte ich einige Zeit dem Exerciren der einzelnen Regimenter bei und konnte dabei nicht unterlassen, dem Obersten gegenüber mein Erstaunen über die wunderbare Präcision, mit der alle Befehle ausgeführt wurden, zu äußern. Besonders überraschte mich das Aussehen der Truppen, denn die Gurkas, die ich bisher in Indien kennen gelernt hatte, waren durchweg kleine, gedrungene Leute, mit unverkennbar mongolischen Gesichtszügen, während ich hier fast nur schlanke Gestalten mit mehr oder weniger arischem Typus fand. Dieses Rätsel löste mir mein Begleiter, indem er mir mittheilte, daß man in Nepal vorzugsweise die Mitglieder der höchsten Kasten, die Parbatis, als Rekruten anwerbe und daß die Leute, welche Dienste in der indischen Armee annähmen, meist Nachkommen der Nawaris, Limbus und anderer eingeborenen Stämme seien. Sämtliche Commandos werden in englischer Sprache gegeben, und fast alle Offiziere wie Unteroffiziere sind in den englisch-indischen Regimentern ausgebildete und dort pensionierte Soldaten. Man sollte glauben, eine Armee von 20000 Mann müßte einem Lande wie Nepal ein horrendes Geld kosten. Aber man hat sich die Sache praktisch eingerichtet; denn der Soldat erhält keinen Sold, sondern ein Stück Regierungsland, für dessen Nutznießung

er obenein noch Steuern zu zahlen hat, so daß er nicht nur kein bares Geld kostet, sondern umgekehrt noch solches in den Staatsfädel liefert. Nebenbei sei bemerkt, daß die jährliche Revenüe Nepals auf 20 Millionen Mark geschätzt wird. Große Summen kosten dem Staate dagegen die Generale und anderen hohen Offiziere, die, wie beispielsweise mein Oberst Mahabeer Singh, wegen Mangels königlichen Blutes in ihren Andern anstatt eines höheren Ranges von Jahr zu Jahr höhere Zulage erhalten. Letzterer erzählte mir, daß er per Monat 10 000 Rupien, also ca. 15 000 Mark bezöge, über den Rang eines Obersten aber nie hinauskommen könne. Gleichzeitig erfuhr ich von ihm, daß er bis vor kurzem nepalesischer Gesandter am Hofe des Dalai Lama (des Papstes der Buddhisten) in Lassa, der Hauptstadt Tibets, gewesen sei, was mich ganz besonders interessierte, da es schon lange in meiner Absicht lag, den Versuch zu machen, dem in den letzten 40 Jahren von keinem Europäer betretenen Rom der buddhistischen Kirche einen Besuch abzustatten.

Nach Oberst Mahabeers Angaben ist der Marsch von Rhatmandu wegen der Überschreitung einiger sehr hoher Schneepässe nur in der heißen Jahreszeit möglich und dauert bis zum Mount Everest 14, bis Lassa im ganzen 40 Tage. Der Weg ist für Last- und Reittiere gangbar. Lassa selbst schilderte er als eine Stadt von ca. 20 000 Einwohnern, das Leben daselbst als kostspielig und langweilig. Vom Dalai Lama war er mehrfach empfangen, bei jedem Empfang mit Thee bewirtet und mit einem etwa 10 Meter laugen und 60 Centimeter breiten Shawl aus himmelblauer, gemusterter chinesischer Seide, einem sogen. „Data“ oder „Kata“, beschenkt worden. Er hatte eine sehr umfangreiche Sammlung tibetanischer Gegenstände mitgebracht, die er eines Tages in seinem Hause für mich aufstellen ließ, um sie mir schließlich

als Geschenk anzubieten. In einer Umwandlung von Bescheidenheit schlug ich leider dieses großartige Anerbieten aus und begnügte mich mit dem Abschnitte einer Mata, mit einer tibetanischen Theeschale und einigen alten Silbermünzen. Nach Aussage meines Gewährsmannes muß der Goldreichtum in der Umgebung Lassas ein ganz außerordentlicher sein. Als Curiosum erzählte er mir, daß die Goldsucher nicht selten, wenn sie ein ganz besonders großes Stück dieses mit Recht so beliebten Metalles fänden, dasselbe wieder vergräben, aus Furcht, die Götter zu erzürnen. In einem der vielen Tempel Lassas soll sich ein Goldklumpen im Gewicht von 40 Pfund befinden. *Relata refero!*

Den Abend benutzte ich, wie auch so manchen der folgenden Tage, zu einem Besuche der ehemals von einer Mauer umgeben gewesenen inneren Stadt, durch die mich bis dahin mein Weg noch nicht geführt hatte, denn das Gefängnis, der Paradeplatz, der Palast des Maharadja und die britische Residentur liegen außerhalb des eigentlichen alten *Whatmandu*.

Ich zögere nicht, diese Altstadt *Whatmandu* für eine der merkwürdigsten Städte zu erklären, die ich kenne, nebenbei für eine der wenigen Städte, die man nicht mit Worten schildern kann. Man muß *Whatmandu* gesehen haben, um zu verstehen, welchen Reiz es mit seinen Hunderten von Tempeln, seinen mit reichem Schnitzwerk bedeckten Häusern, seinen engen, allerdings auch recht schmutzigen Gassen, seinen Plätzen, Palästen und armseligen Hütten ausübt. Die Stadt hat ein eigenartiges Gepräge und wenn sie auch mit *Sirinagar*, der Hauptstadt *Kaschmir*s, in Bezug auf den landschaftlichen Reiz der näheren Umgebung nicht wetteifern kann, so bietet sie doch in ihren Bauten, dem Charakter ihrer Architektur, wie in ihren Volkstypen soviel des Neuen, Originellen, daß ich bei jeder Durchwanderung vollauf meine Rechnung fand.

Nirgendwo in Indien sieht man eine ähnliche Bauart, wie in Nepal, nirgends einen solchen Reichtum an Holzbildhanerei und Schnitzerei. Dazu kommt, daß der von Westen kommende Reisende hier zum ersten Male den sogenannten Pagodenstil mit stockwerkartig sich über einander erhebenden Dächern kennen lernt, den man sonst nur in Burma, China, Korea und Japan findet. Kurzum man ist hier in eine andere Welt versetzt, sieht etwas, was von allem bisher Gesehenen abweicht, und hat nebenbei das angenehme Gefühl, daß das, was man erblickt, bis zum heutigen Tage von verhältnismäßig wenigen Europäern gesehen worden ist.

Die Stadt soll 723 Jahre nach Chr. Geb. von Maharadja Gumatamadeva gegründet worden sein, ist scheinbar nach keinem bestimmten Plan gebaut und insolgedessen allein schon in hohem Grade malerisch. Die meisten Straßen sind eng und insofern schmutzig, als aller Urat zu beiden Seiten aufgehäuft wird, obschon man in der Mitte ohne Befürchtung, sein Schuhzeug zu beschmutzen, hindurchgehen kann. Die wenigsten Straßen sind für Fuhrwerke passierbar. Während der Vormittagsstunden ist die ganze Stadt mehr oder weniger ein Marktplatz, und der Verkehr ist überall ungemein lebhaft. Die meisten Leute kommen allerdings wohl in der Hauptsache, um zu sehen, ob jemand anders etwas kauft und wer dieser jemand ist, anstatt selber zu kaufen; denn die Handelsgeschäfte schienen mir recht flau zu gehen. Unter den zum Verkauf gebrachten Feld- und Gartenfrüchten fand ich Mais, Erbsen, Kartoffeln, Zwiebeln, Kettiche — letztere von enormer Größe, bis zu 8 Pfund wiegend —, Turmerik, Ingwer, Erdnüsse, Cardemom, roten Pfeffer, Bananen, Quitten, Orangen und Ananas. Die gangbare Münze ist neben der nepalesischen Rupie, die nur den halben Wert der indischen darstellt, letztere und das indische Zwei-Annastück.

In der Mitte der Stadt steht der alte königliche Palast, ein finsternes Gebäude, an dessen Eingang neben dem von einem Sonnenschirm überdachten Gotte Hanuman ein Gurka mit mächtigem Holzstabe Wache hält, um jedermann den Weg zu versperren, der sich unterfangen sollte, den Versuch zu machen, hier unbefugterweise einzudringen. Manah einer freilich, dem man den Eintritt nicht verwehrt, hat diese Auszeichnung mit dem Tode büßen müssen. Allein am 14. September 1846 ließ Jung Bahadur hier 31 der einflußreichsten, vornehmsten Männer des Landes, die seinem Ehrgeize im Wege standen, niedermeßeln.

In nächster Nähe des Palastes befinden sich verschiedene recht hübsche Tempel mit reichen Holzschnitzereien, welche letztere jedoch leider neuerdings vielfach übermalt worden sind und dadurch bedeutend verloren haben. Ich habe schon bemerkt, daß es in Nepal weder einen reinen Brahminismus, noch einen reinen Buddhismus gibt; beide Religionen haben sich mehr oder weniger verschmolzen. Gelitten hat zweifellos am meisten der Buddhismus, was schließlich kein Wunder ist, da selbst die ehemaligen Fürsten Nepals, die Klawari Radjas, ausschließlich Hindus waren und da Anhänger ihrer eigenen Religion begreiflicherweise trotz aller Toleranz bessere Chancen bei ihnen hatten als ihre übrigen, sich größtenteils zum Buddhismus bekennenden Unterthanen, so daß aus den Reihen der letzteren viele aus persönlichem Interesse zum Glauben ihrer Herren und Gebieter übertraten.

Die schönsten Tempel stammen fast alle aus der Zeit der Klawaris, denn die das Land später erobernden Gurkas haben von jeher für die Kriegskunst mehr Verständnis als für die Baukunst bewiesen und nicht nur fast gar nichts auf dem Gebiete der letzteren geleistet, sondern sogar viele der kostbarsten Baudenkmäler ihrer Vorgänger in barbarischer

Weise theils zerstört, theils ihrem Geschmack entsprechend abgeändert, so namentlich in vielen Tempeln die Holzschnitzereien mit dickem Malkbrei überpinselt, um dadurch den Glauben zu erwecken, sie seien aus Stuck hergestellt. Die wenigen neueren Tempel der Gurkas sind meist verschlechterte Ausgaben berühmter Tempel in Benares u. s. w., die modernen öffentlichen Gebäude und Paläste dagegen charakterlose Bauten in europäischem Stil. Man sagt, es gäbe in Nepal mehr Tempel als Häuser, mehr Götzenbilder als Menschen, eine Behauptung, die ich nach den von mir in Khatmandu, Batgavn und Patan gemachten Beobachtungen nicht in Zweifel zu ziehen wage.

Die meisten der älteren Tempelbauten sind in ihrem Außeren ungewöhnlich anziehend, in ihnen selbst herrscht aber in der Regel ein Schmutz, der jeglicher Beschreibung spottet, namentlich in denjenigen Tempeln, in denen der einen oder anderen Gottheit Schlachtopfer dargebracht zu werden pflegen, und in denen infolgedessen das geronnene Blut von geopfertem Hühnern, Ziegen und Büffeln zuweilen nicht nur zollhoch am Boden steht, sondern auch das Bild der damit bespritzten verehrten Gottheit über und über bedeckt. Der brahminische Götterkultus ist mir nirgend in so widerwärtiger Form entgegengetreten, wie hier. Über den Eingängen mancher der alten Nawar-Tempel findet man mit Nägeln und Stricken befestigt ein wohl assortirtes Lager aller nur denkbaren Haushaltungsutensilien u. s. w., wie Teller, Schüsseln, Kannen, Blasebälge, Leuchter, Nachtgeschirre, Löffel, Eimer, Vorlegegeschlöffer, Sonnen- und Regenschirme und weiß der Himmel, was sonst noch. Alle diese Gegenstände sind Geschenke, die dem Tempel von büßfertigen Sündern oder opferwilligen Gläubigen gemacht worden sind.

Begreiflicherweise ist in einer solchen Tempelstadt wie Khatmandu kein Mangel an Bettelmönchen, Fakiren und son-

stigen frommen Tagedieben. In dem Hofe eines dem Mahendranath, der populärsten Gottheit der Nawaris, und dem Schutzpatron des Landes errichteten Tempel begegnete ich eines Morgens einem Pilger, den ich am liebsten, so wie er vor mir stand, eingepackt und meinem Freunde Bastian für das Berliner Museum für Völkerkunde zugesandt hätte. Die Lenden mit einem buntbedruckten Stück Mattens umgürtet, den Oberkörper in einen alten, roten englischen Soldatenrock gezwängt und über diesem ein nepartiges Gewand aus zusammengereiheten Knochenstücken tragend, silberne fingerdicke Ringe an den Fingern und eine Krone aus ebenfalls aneinander gefügten Knochenteilen auf dem Kopfe, Gesicht und Hände mit Asche beschmiert, in der Linken einen eisernen Dreizack haltend, schritt er mit einer flachen Trommel, an der an einem kurzen Strick eine Holzkuugel hing, die er abwechselnd gegen die beiden Trommelflächen schlagen ließ, einen Heidenlärm vollführend, zwischen den sich um einige bronzene Gebetmühlen drängenden Andächtigen einher, um sich von diesen kleine Gaben von Reis in seinen ihm von einem Knaben nachgetragenen, auf ein recht ansehnliches Maß zugeschnittenen Bettelsack werfen zu lassen.

Zweifellos der sehenswerteste buddhistische Tempel Nepals ist der, ca. 2 $\frac{1}{2}$ Kilometer im Westen Khatmandu auf dem Swayambhu Hügel gelegene Sambunath Tempel.

Vom Fuße des Hügels gelangt man auf einer Steintreppe von 84 Stufen zu einer Mönchswohnung und von hier, nachdem man weitere 474 einer zwischen Wald steil bergan führenden Treppe überwunden hat, zum Tempelhofe, in dessen Mitte sich die sogenannte Chaitya erhebt. Da wir solche Chaityas, die als die Urform aller buddhistischen Pagoden angesehen werden dürfen, zu vielen Hunderten in Nepal finden, so sei an dieser Stelle eine kurze Beschreibung derselben ge-

stattet. Der charakteristische Teil einer Chaitya ist der aus einer massiv gemauerten Halbkugel bestehende Unterbau, die „Garbh“, in deren Innern bei der Erbauung der Chaitya Buddhabilder, Getreide und allerlei Kostbarkeiten eingemauert wurden. Die Garbh des von uns besuchten Sambuath-Tempels hat einen Durchmesser von 50 und eine Höhe von 25 Fuß. Auf der Garbh steht der Toran, ein würfelförmiges, hier vergoldetes Mauerwerk, an dessen vier Seiten stets je zwei Augen entweder gemalt, oder durch Stuck hergestellt sind, welche die Allgegenwärtigkeit Adi-Buddhas andeuten sollen. Der Toran wiederum dient einem turmartigen, Chura mani genannten Aufbau aus 13 sich nach oben verzweigenden Stockwerken als Basis. Diese Stockwerke sollen die 13 buddhistischen Himmel repräsentieren. Bekrönt ist die Chura mani von einem vergoldeten Metallnetzwerk in Form einer Glocke oder eines Schirmes, der Kalsa, die in einem Knäuf in Gestalt einer Lotusblume, einer Sonnenkugel oder einer Mondfichel ihren Abschluß findet. Die Kalsa ruht direkt auf einem in die Garbh eingemauerten, die Achse des ganzen Bauwerks bildenden Baumstamm. An den vier Kardinalpunkten der Garbh unseres Tempels sind Schreine angebracht, in denen die lebensgroßen, vergoldeten Bildnisse sitzender Buddhas untergebracht sind. Über Nacht werden diese Schreine mit kettenpanzerähnlichen, eisernen Vorhängen verschlossen. Zu zwei Seiten der Chaitya erheben sich auf quadratischer Grundfläche hohe, kegelförmige Bauwerke mit vergoldeten Spitzen, beides der Göttin Partabur geweihte Tempel, im Vordergrund liegt auf einem drei Fuß hohen, zylindrischen Sockel der einem Doppelszepter gleichende, sechs Fuß lange Donnerkeil des Indra aus vergoldeter Bronze.

Rund um die Chaitya gruppieren sich Tempel, Mönchswohnungen und Kastrhäuser für Pilger, die stets in großen

Scharen zum Sambuath wallfahren, um hier ihre Opfergaben in Gestalt von Blumen und Reis niederzulegen. Für die Verteilung der geopferteten Reiskörner sorgen Hunderte von Affen, Enten und Tauben, die zum Tempel gehören und, wie sich denken läßt, auch ihrerseits dazu beitragen, daß es selbst hier, wo keine Tieropfer gebracht werden, nicht nach Lavendel duftet. Sehr niedlich nahm sich eine ihr kleines säugende Affenmutter auf dem Haupte eines der goldenen Buddhas aus. In der Hauptsache wird der Tempel von Nawaris und Whutias besucht, doch begegnete ich daselbst auch vielen Tibetauern. Die Frauen derselben zeichnen sich durch reichen geschmackvollen Schmuck aus, auch sah ich bei einigen Damen sehr merkwürdige, ihrer Form nach an die Gabel russischer Trojtas erinnernde, bogenförmige Kopfspitze, die mit Bändern und Riemen in aufrechter Stellung über dem Haupte der Trägerinnen in Balance gehalten werden. Sie sind meist in überreicher Weise mit Korallen, Türkisen und Malachitstücken besetzt. Ein aus Lassa abkommandierter Lama ist mit der Unterhaltung des in zwei, mit zerlassener Butter gefüllten kupfernen Pfannen brennenden ewigen Feuers betraut. Sollte dieses trotz aller Vorsicht dennoch einmal erlöschen, so muß Ersatz aus dem 6 Kilometer von Rhatmandu entfernt gelegenen tibetianischen Tempel in Bodhuath herbeigeschafft werden.

Der Sambuathtempel wird von den Tibetauern weniger zu Ehren Buddhas als wegen der Hindugöttin Sitla, der hier ein Altar errichtet ist, besucht. Sitlas Aufgabe besteht darin, die sie anrufenden Pilger vor den Blattern zu schützen. Sie macht scheinbar keinen Unterschied zwischen Hindus und Buddhisten, denn bei beiden erfreut sie sich gleicher Popularität, und stets drängt sich eine aus ungeimpften Vertretern und Vertreterinnen der verschiedensten Konfessionen zusammengesetzte

Menge in ihren Tempeln. Ich beobachtete hier eine sehr praktische Tibetanerin, welche der Göttin Reis opferte, diesen aber nicht den Affen und sonstigem Tempelgetier gönnte, sondern die mit vollen Händen ausgestreuten Körner von ihrem vor ihr stehenden Jungen in seiner Pelzmütze wieder auffangen ließ. Zu beiden Seiten des Sitlatempels sind große, aufrecht stehende Gebetmühlen befestigt, die beständig von Gläubigen in Umdrehung gehalten werden. In Tibet werden diese Mühlen vielfach mit Wasser oder Wind getrieben, so daß die frommen Buddhisten jeglicher Mühe beim Verrichten der Gebete überhoben sind.

Der von Tibetanern am meisten besuchte Wallfahrtsort ist der bereits erwähnte Tempel in Bodhnath, der gleichzeitig einer der größten Nepals ist. Er hat einen Umfang von über drei Kilometern. In einer Außenmauer eingelassen sind gegen 40 Nischen mit je 5 Gebetmühlen. Als ein gottgefälliges Werk gilt es, mehrmals um diese Mauer herumzulaufen und dabei jede einzelne Mühle in Bewegung zu setzen. Die nach



Handgebetmühle aus Tibet.

Rhatmandu kommenden Tibetaner beziehen meist in der Nachbarschaft dieses Tempels Quartier, und manchen Besuch

habe ich ihnen hier in der Hoffnung abgestattet, Gelegenheit zu finden, den einen oder anderen ihrer interessanten Gegenstände für meine Sammlung zu erstehen. Leider sah ich mich in dieser Hoffnung bitter getäuscht, denn die guten Leute wollten sich für kein Geld von ihren Schätzen trennen, und ich habe von ihnen nichts anderes als eine ziemlich roh gearbeitete kupferne Handgebetmühle und einen Türkisenschmuck heimgebracht.

Was der Tempel von Bodhnath für die Tibetaner, das ist der 5 Kilometer östlich von der Hauptstadt am linken Ufer des Bagmati gelegene Tempel der Pashupatinata für die Hindus. Pashupati ist ein kleines, verfallenes, schmutziges Städtchen, auf dessen Straßen sich mehr Schweine als Menschen zeigen, aber Schmutz hat bekanntlich noch nirgendwo in der Welt die Heiligkeit eines Ortes zu beeinträchtigen vermocht, geschweige denn in Nepal. In unmittelbarer Nähe des Ortes steht der geheiligteste Tempel des Landes, ein Tempel, zu dem Pilger aus allen Theilen Indiens jahraus jahrein herbeiströmen, und an den Ufern des hier in engem Bette zwischen 80—100 Fuß hohen Ufern seine Wasser vorüberwälzenden Bagmatis erstrecken sich die aus behauenen Steinen sorgsam gefügten Ghats zur Verbrennung der Leichen aller in Khatmandu und Umgegend verstorbenen Hindus. Über den Fluß führen zwei solide Steinbrücken, von denen aus man den Verbrennungsprozeß in Ruhe beobachten kann. Zu Duzenden sieht man hier Wahren mit Sterbenden, die vielleicht Hunderte von Meilen weit herbeigeschleppt worden sind, stehen, umlagert von Verwandten, welche auf den letzten Augenblick warten, um den Kranken dann, während sein Lebenslicht gerade am Erlöschen ist, mit den Füßen in die geheiligten Fluten zu tauchen. Zuweilen soll es auch vorkommen, daß die zärtlichen Verwandten, nachdem ihnen die Zeit lang geworden ist, den Kranken, den man mit einem solchen Auf-

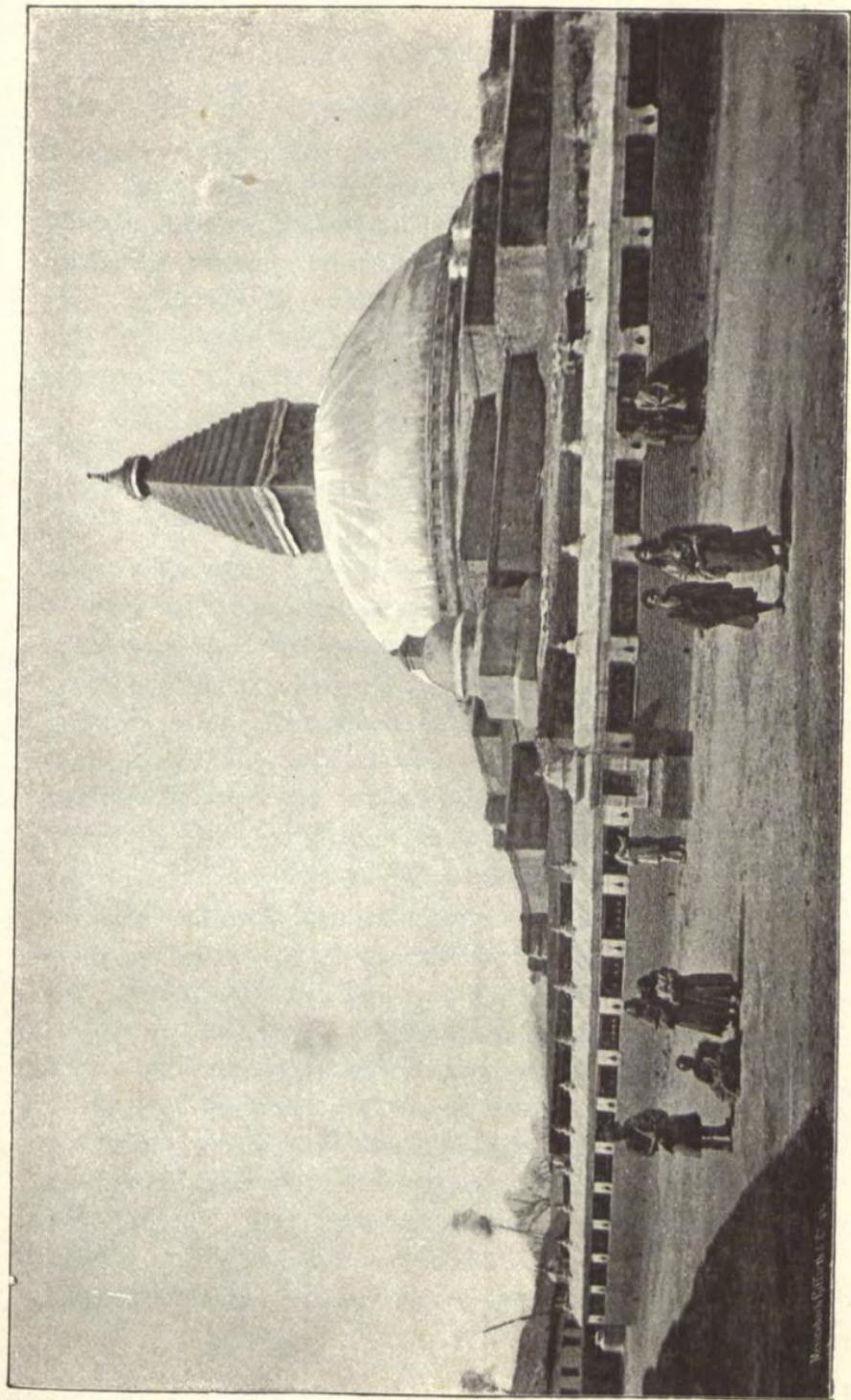
wand von Zeit, Kraft und Geld herbeigebracht hat, um ihm Gelegenheit zu geben, an dieser geheiligten Stätte nun auch wirklich zu sterben und verbrannt zu werden, mit dem Kopf anstatt mit den Füßen ins Wasser tauchen, um auf diese Weise die Angelegenheit etwas zu beschleunigen. Am jenseitigen Flußufer führt eine breite, stattliche Steintreppe von 111 Stufen in einen schattigen Hain, mit unzähligen dem Andenken Verstorbener errichteten Tempelchen. Neben jedem derselben hängt eine große Bronzeglocke, während das in Stein gehauene Bildnis eines Bullen vor dem Eingangsthore steht. Zahllose Affen treiben auch hier ihr Wesen, und laut erfüllt ihr schriller Schrei die Luft.

Noch nicht allzu lange ist es her, daß auf den am Flusse liegenden Ghats neben den Leichen der Männer auch die Wittven derselben lebend auf den Scheiterhaufen gelegt wurden, um ihren Gatten in den Tod zu folgen. Diese ehemals unter den Hindus allgemeine Sitte, das „Sati“, ist, nachdem sie in Indien von der englischen Regierung abgeschafft worden, auch in Nepal allmählich aus der Mode gekommen, und nur vereinzelt kommt es heute noch in entlegenen Theilen des Landes vor, daß eine Wittve den Flammentod, dem sie früher nicht entinnen konnte, dem Witwenstande vorzieht. Von dem so eben beschriebenen Tempelhain blickt man hinab auf den Fluß und den am linken Ufer liegenden Tempel des Pashupatinata, dessen vergoldetes Dach, im Sonnenschein strahlend, fast das Auge blendet.

Wieder zum Flusse hinuntereilend, trat ich, da die Tempelpforten offen standen und niemand versuchte, mich am Eintritt zu verhindern, in eine von terrassenförmig über einander liegenden Höfen gebildete Anlage mit steinernen Schreinen und verschiedenen Werken indischer Bildhauerkunst. In der Mitte der Anlagen stand der goldgedeckte Tempel im Pagoden-

stil, der durch vier herrlich gearbeitete, mächtige silberne, teilweise vergoldete Doppelthüren geschlossen war. Vor demselben gewahrte ich das vergoldete Bildnis eines liegenden Bullen von etwa zehnfacher Lebensgröße, hinter diesem einen zweiten Bullen in Liliputformat. Begreiflicherweise interessierte mich die Architektur des Tempels, namentlich die auffallend schöne Ornamentik der silbernen Thüren auf das lebhafteste, und so nahm ich denn sofort meinen photographischen Apparat, einen sogenannten „Kodak“, den ich mir von Calcutta hatte nachsenden lassen, von der Schulter, um einige Aufnahmen zu machen. Mann hatte ich mich jedoch aufgestellt, als ich auch schon bemerkte, daß die wenigen anwesenden Tempelbesucher sich zusammen rotteten und sich anschickten, eine drohende Haltung gegen mich anzunehmen. Es bedurfte keiner besonderen Erleuchtung meinerseits, um zu erkennen, daß hier jemand die Rolle des Hausknechts aus dem Rubierland mir gegenüber zu spielen entschlossen sei, und da ich wußte, daß mit den Hindus in ihren Tempeln nicht gut Kirichen essen ist, steckte ich meinen Kodak wieder ein und trat den Rückmarsch an, um mir die Tempelanlage lieber noch einmal von außen anzusehen. Ich hatte die Thorschwelle noch nicht völlig überschritten, als auch die Pforte von innen laut krachend hinter mir ins Schloß fiel, so daß ich recht unfaßt auf die Straße flog, während gleichzeitig von der versammelten Menge nicht mißzuverstehende Laute der Verwünschung gegen mich ausgestoßen wurden. Ohne mich weiter um die fanatische Bande zu kümmern, bestieg ich ruhig meinen außerhalb des Tempels angebundenen Radja und trabte, dem Vorfall keinerlei weitere Bedeutung beilegend, heim nach Khatmandu.

Erst am folgenden Morgen erfuhr ich, was ich angerichtet hatte, als nämlich Oberst Mahabeer Singh ganz gegen seine



Tibetanischer Tempel in Bodhi, Nepal.

Gewohnheit schon in frühester Stunde erschien, mich beglückwünschte, daß ich gestern ohne Prügel, Messerstiche und Steinwürfe davon gekommen sei, und mir mittheilte, ich habe durch mein Betreten des Pashupatinatempel die geheiligste Stätte des Landes entweiht, er komme, mich im Auftrage des Maharadja inständigst zu bitten, im Interesse meiner Sicherheit nicht mehr ohne Begleitung auszugehen, vor allem aber mich nicht wieder in einem der Hindutempel sehen zu lassen.

Dann erzählte er mir, wie der brahminische Hohepriester des Landes, der „Guruji“, als er heute früh in den Palast gekommen sei, um wie gewöhnlich den König und Maharadja aus seiner hohlen Hand geheiligtes Gangeswasser, wie solches auch zum Waschen der Götzenbilder Verwendung findet, trinken zu lassen, nach beendeter Ceremonie Klage geführt habe, daß ein Ungläubiger, ein outcast, gestern in das Innere des Pashupatinatempel eingedrungen sei und damit den Tempel geschändet habe. Man habe infolge dieses Vorfalles den Entschluß gefaßt, den mit der Hütung des Heiligtums betraut gewesenen Priester aus der Kaste auszustoßen, den Tempel selbst aber, dessen über ganz Indien verbreiteter Ruf jetzt auf dem Spiele stünde, für sieben Tage zu schließen und während dieser Zeit eine gründliche Reinigung desselben mit Kuherkrementen vornehmen zu lassen. Gleichzeitig habe er den Maharadja ersucht, mich von dem Unheil, welches ich — wie er annehme — ohne Wissen und Willen angerichtet, in Kenntnis zu setzen und mich vor weiteren Tempelentweihungen zu warnen.

Mir war die Sache im höchsten Grade unangenehm, da ich stets auf meiner Reise das Möglichste gethan hatte, alles zu vermeiden, was einer Nichtachtung der religiösen Gefühle Andersdenkender gleich sehen konnte, ich bat daher den braven Obersten, dem Maharadja sowohl wie dem Guruji mein aufrichtiges Bedauern über den Vorfall auszusprechen und den

Herrn die Versicherung zu geben, daß es einen reuigeren Sünder wie mich in Nepal noch nie gegeben habe. Mahabeer Singh tröstete mich nach Kräften und meinte, ich brauche mir die Augelegenheit nicht weiter zu Herzen zu nehmen, denn, wie er mir im Vertrauen mittheilte, habe sich der Maharadja nebst seinen Brüdern sogar höchlichst über den Vorfall amüsiert, besonders wohl deswegen, weil sie, als nicht zur allerhöchsten Kaste der Brahminen gehörend, vom Gurnji selber nicht in den Pashupatinatempel hineingelassen würden. Man hätte mich jedoch, den Besuch nicht zu wiederholen, denn der englische Resident, der vor einigen Jahren versucht habe, nur von außen eine Skizze des Tempels aufzunehmen, wäre von der fanatischen Menge gar übel zugerichtet worden. Jedenfalls könnte ich mit einem gewissen Stolz behaupten, der erste und wahrscheinlich auch letzte Europäer zu sein, der das Innere dieser geheiligten Anlage betreten habe.

Nachdem sich meine Berknirschung allmählich verflogen hatte, überlegte ich sofort, wie ich am besten aus der Not eine Tugend machen könne, und entschloß mich, die Gelegenheit zu benutzen, dem Gurnji, den ich sehr gern kennen lernen wollte, da mir allerhand wunderbare Geschichten über seine Person und seinen nicht allzu moralischen Lebenswandel zu Ohren gekommen waren, meine Aufwartung zu machen. Gedacht — gethan! Ohne Zeit zu verlieren, machte ich mich auf den Weg zu seinem Palaste, um mich ihm persönlich als reumütigen Tempelschänder vorzustellen. Ich klopfe an ein kleines Holzthor, ein alter Pförtner öffnet, giebt mir auf meine Frage, ob Seine Eminenz daheim seien, bejahende Antwort und verschwindet mit meiner Karte, um mich anzumelden. Nach etwa fünf Minuten kommt er mit halb verlegenem, halb entriüstem Gesichte zurück und erklärt, der

Herr Guruji lasse mir sagen, er sei seit mehreren Tagen verreist, und schlägt mir die Thüre vor der Nase zu. Nach dieser nicht leicht mißzuverstehenden Ablehnung habe ich keine weiteren Versuche gemacht, mich dem verstiminten Oberpriester zu nähern, um mir seine Verzeihung und seinen Segen zu erflehen.

Am Nachmittage desselben Tages brachen König und Maharadja mit großem Gefolge zur Jagd im Terai auf. Da der jugendliche Herrscher bei dieser Gelegenheit seinen ersten Tiger schießen sollte, wurde die ganze Angelegenheit als eine Haupt- und Staatsaktion behandelt, und gegen zehntausend Menschen, Kulis, Soldaten, Diener, Musikanten und Tänzerinnen sollten im Lager versammelt sein, abgesehen von einigen Hundert trainierter Jagdelefanten. Vom Obersten Mahabeer erfuhr ich, daß man über circa vierhundert Jagdelefanten in Nepal verfüge, daß die meisten derselben tigerfest seien, das heißt keine Furcht vor Tigern zeigten, hingegen rhinocerossfeste Elefanten zu den größten Seltenheiten gehörten. Der Elefant fühle sich gegen das ihn angreifende gepanzerte und gehörnte Ungetüm, welches meist versuche, ihm mit dem Horn den Leib aufzuzwischen, wehrlos, während ein Fußtritt seinerseits genüge, den Tiger kampfunfähig zu machen. Für die Bewohner des Terais ist eine derartige königliche Jagd eine schwere Heimsuchung, denn sie haben wochenlang die im Lager untergebrachten Menschen und Tiere zu verpflegen, ohne irgendwie dafür entschädigt zu werden. Auch einige der Damen des Palastes sah ich, in Wolken weißen Musselins schwebend, in offenen Wagen die Residenz verlassen, um bis zum Chandraghiripafß zu fahren und von dort die Reise ins Lager in Sänften fortzusetzen. Während der Abfahrt der Herrschaften wurde Salut für den König, Maharadja und jeden einzelnen Prinzen gefeuert.

Mit der Regierung des Landes war während der Abwesenheit des Regenten Bir Shum Shere dessen ältester Bruder, General Dep Shum Shere, betraut worden. Einer Einladung desselben folgend, fuhr ich in Begleitung meines Obersten in einem königlichen Wagen nach dem etwa 1½ Kilometer im Südosten der Stadt am Ufer des Bagmati gelegenen



General Dep Shum Shere.

Palaste Thapatali, der mit seinen Höfen, Gärten, Pavillons, Dienerwohnungen, Elefantestallungen und Kasernen eine Grundfläche von mehreren Quadratkilometern bedeckt und ehemals dem größten Mann der nepalischen Geschichte Jung Bahadur als Residenz gedient hat. Thapatali ist in sich eine geschlossene kleine Stadt, in der mehrere tausend Menschen leben.

Die Repräsentationsräume des Commanders in Chief of the whole Nepale Forces — diesen Titel schrieb mir General Dep Shum Shere später beim Abschiede auf seine Photographie — liegen im ersten Stock eines langgestreckten Gebäudes und sind europäisch eingerichtet. Der General, ein ziemlich corpulenter, gutmütig dreinschauender Herr von 28 Jahren mit blauer Brille, empfing mich in großer Uniform und nötigte mich, neben ihm auf einem sogenannten Rondelsofa Platz zu nehmen. In einem der Nebenräume war eine Militärmusikkapelle aufgestellt, die, mit der Wacht am Rhein beginnend, während der ganzen etwa zwei Stunden dauernden Audienz ausschließlich deutsche Weisen spielte. Der

General ist ein liebenswürdiger Gesellschafter, in erster Linie aber passionierter Soldat und als solcher ein grenzenloser Bewunderer der deutschen Armee und ihrer Führer. Mit der größten Verehrung sprach er vom alten Kaiser Wilhelm, von Moltke und Bismarck, pries das energische Wesen des jungen Kaisers und teilte mir mit, er lese nicht nur alles, was über Deutschlands Herrscher und dessen Familie erscheine, sondern ließe seine Söhne auch in militärischer Weise erziehen, wie solches am Hofe in Berlin der Fall sei. Als Beweis für seine Behauptung wurde sein sechsjähriger, allerliebster Sohn gerufen, und der kleine, in Uniform gekleidete Mann mußte vor mir nach englischem Kommando alle möglichen Wendungen und Griffe ausführen, dann wurden, während wir Zigaretten rauchten und die Musik „Komm herab, o Madonna Theresa“ spielte, interessante Waffen und Jagdtrophäen, Hirschgeweihe, Elefanten- und Nashornschädel, Tigerfelle und Büffelhörner herbeigeholt und gebührend bewundert. Zum Schluß wurde ein Lederkasten gebracht und mir eingehändigt. Ich öffnete denselben und erkannte in dem Inhalt eine der kostbaren, perlen- und edelsteinbedeckten Kopfbedeckungen, die ich bereits geschildert habe, und von denen jede einen Wert von mindestens einer halben bis einer Million Mark darstellt. Da mir der Schalk im Nacken saß, erhob ich mich, verbogte mich feierlichst vor dem General und stammelte meinen unterthänigsten Dank für das ebenso kostbare wie interessante Andenken, welches er mir habe überreichen lassen.

Anfangs saß mein ehrenwerter Wirt da, wie vom Blitz getroffen, mit offenem Munde und weit aufgerissenen Augen. Allmählich erholte er sich jedoch von seinem Schrecken und erklärte verlegen die Sache für ein kleines Mißverständnis, da er mir den Helm nur „zur gefälligen Ansicht“, nicht aber

als „Souvenir d'amour“ übergeben habe. Derselbe sei nämlich Eigentum der Krone und als solches zu seinem Bedauern unveräußerlich. Ich beruhigte Seine Exzellenz sofort, erklärte, mir nur einen kleinen Scherz mit ihm erlaubt zu haben, und ermutigte ihn, mir noch mehr von seinen Schätzen zu zeigen.

Als er erfuhr, daß ich unter anderm auch Münzen in Nepal sammelte, ließ er einen Teller mit älteren Gold- und Silberstücken herbeiholen und bat mich, dieselben als einen kleinen Beitrag seinerseits zu meiner Sammlung entgegenzunehmen, was ich auch, ohne mir ein Gewissen daraus zu machen, that. Beim Abschiede ersuchte er mich, ihn vor meinem Verlassen Rhatmandus nochmals zu besuchen, da er mir ein für mich sicherlich interessantes Erinnerungszeichen an meinen Aufenthalt in Nepal mitgeben wolle.

Ich will hier gleich vorweg bemerken, daß dieses Erinnerungszeichen in einem der besten je im Lande gearbeiteten Kukris in goldbekleideter Scheide und einer von den Nepalesen im Kriege 1855 erbeuteten tibetanischen Kavallerielanze besteht. Auf dem Goldbeschlag der Scheide des Kukris sind als Widmung die Worte „Souvenir Dep Shum Shere“ eingehämmert.

Die Stadt Patan liegt neben Rhatmandu etwa wie Deutz neben Köln. Man überschreitet, den Palast Thapatali verlassend, eine den Bagmati überspannende lange Holzbrücke, von der man einen guten Überblick über die am rechten Flußufer sich an einander reihenden zahllosen Tempel hat,



Kukri in goldbeschlagener
Scheide. $\frac{1}{4}$ nat. Größe.

erklettert einen Hügel und befindet sich in der 30 000 Einwohner zählenden, zweitgrößten Stadt des Landes. Patan ist im Jahre 299 christlicher Zeitrechnung gegründet worden und somit eine um 424 Jahre ältere Stadt als Khatmandu.

Wir finden in ihr dieselben engen, von Schweinen belebten Straßen, den gleichen Schmutz wie in der Hauptstadt, aber ungleich prächtigere Tempelbauten und weniger moderne Gebäude, so daß Patan dem Maler noch mehr herrliche Motive bietet als Khatmandu. Von neuen Gebäuden ist eigentlich nur der Tempel von Radja Krischna zu nennen, unstreitig eine der schönsten Bauten, die unter der Gurkadyastie aufgeführt worden sind. Immerhin paßt er mit seinen Steinkolonnaden, feinen vielen massiven Türmen und Türmchen nur schlecht in die Nachbarschaft der alten Nawartempel und Häuser, die mit ihren schweren, weit anladenden Dächern, ihren reichgeschnitzten Dachbalken, Fenstern und Balkonen das Auge jedes Malers entzücken müssen. Am interessantesten ist ein vor dem alten Nawarpalaste liegender Platz, auf dem sich neben einer Anzahl sehr schöner Tempel zwei hohe vierkantige Steinmonolithe mit mächtigen Kapitälern in Form von Lotusblumen erheben, die den vergoldeten Statuen ehemaliger Nawarfürsten als Basis dienen. Die in knieender oder vielmehr hockender Stellung mit zum Gebet zusammengelegten Händen darsitzenden Herrschaften machen den Eindruck, als fühlten sie sich da oben in hohem Grade unbehaglich. Hinter der einen dieser Statuen erhebt sich eine ihre Halsleszen aufblähende Cobra, auf deren Kopf ein kleiner Vogel sitzt. Vor dem prächtigen Bronzethor des alten Palastes halten zwei steinerne Löwen mit gekräuselten Mähnen und stumpfsinnig vergnügten Gesichtern Wache.

Auf dem Rückwege nach Khatmandu warf ich noch von der Straße aus einen Blick in einen neben Thapatali stehen-

den neuen Tempel, in dessen Hof sich auf einem säulenartigen Unterbau das von vier recht lebendig dargestellten bronzenen Greifen bewachte Standbild Jung Bahadurs erhebt, und stattete dann dem in der Nähe des Paradeplatzes liegenden Gefängnis meinen Besuch ab. Leider mußte ich mich damit begnügen, mir die recht vernachlässigten Anlagen aus der Vogelschau von einem der Wachttürme aus anzusehen, da man sich, jedenfalls der hier herrschenden Zustände wegen, weigerte, mich in das Innere des Gefängnisses hineinzulassen. Mir gab man natürlich als Grund an, der Besuch sei für mich ein derartig gefährliches Unternehmen, daß man die Verantwortlichkeit dafür nicht übernehmen könne. Über schlechte Behandlung können sich die hier internierten circa 300 Herren Gefangenen (Damen befinden sich nicht in diesem Gefängnis) kaum beklagen. Nur die allerschwersten Verbrecher sind eingekerkert, die übrigen werden außerhalb des Gefängnisses bei öffentlichen Arbeiten beschäftigt, erhalten 10—20 Pf. Löhnung per Tag und können sich dafür in einem Laden, der vom Gefängnisdirektor unterhalten wird, an Nahrungsmitteln kaufen, wonach ihr Herz sich gerade sehnt. Außerdem ist es ihnen erlaubt, sich von Freunden oder Verwandten Speisen zutragen zu lassen. Ihre Beaufsichtigung am Tage ist eine möglichst oberflächliche, so daß sie in der Stadt nach Herzenslust umherspazieren und Besuche machen können. Dr. Shore erzählte mir, daß mehrere Gefangene eines Tages aus der Nähe der Residentur einige große Stücke Bauholz fortgetragen und in der Stadt verkauft hätten. Bei Sonnenuntergang haben sie sich wieder in der Anstalt einzufinden, und nicht selten sieht man Sträflinge, die sich verspätet haben, Einlaß begehrend, mit voller Wucht gegen die Gefängnisthore schlagen.

Die weiblichen Gefangenen, meist wegen Ehebruchs zu

lebenslänglicher Zwangsarbeit verurteilte Frauen, werden ausschließlich in einer außerhalb der Stadt gelegenen Pulvermühle beschäftigt. Trotzdem bei den Gurkas Vielweiberei allgemein ist, gilt der Bruch ehelicher Treue für das schwerste Vergehen, das sich jemand zu Schulden kommen lassen kann. Die des Ehebruchs überführte Frau wird in der Regel von ihrem Gatten um eine Nase kürzer gemacht und dann ins Gefängnis geworfen, ihr Verführer aber von dem beleidigten Gatten mit dem Kukri öffentlich niedergemacht. Zu diesem Zwecke wird der nach erwiesener Schuld eingekerkerte Ehebrecher vor versammeltem Volk mit dem gekränkten Manne zusammengeführt, freigelassen und nachdem ihm ein kleiner Vorprung gegeben worden ist, von diesem verfolgt und getödtet, falls es ihm nicht, was fast nie vorkommt, gelingen sollte, zu entkommen. Er kann sich dieser Bestrafung allerdings dadurch entziehen, daß er öffentlich unter dem empor gehobenen Bein des Beleidigten durchkriecht und damit seiner Nase verlustig geht. Doch zieht der Gurka fast immer den Tod einer solchen Erniedrigung vor.

Die Nawaris huldigen einer weit leichteren Auffassung der ehelichen Pflichten. Jedes Nawarmädchen wird bereits in frühestem Kindesalter mit einer Belsfrucht, der holzharten, orangeförmigen Frucht der mit dem Citrus verwandten *Feronia elefantum* vermählt. Nach erfolgter Zeremonie wird die Frucht in einen geheiligten Fluß geworfen und damit das Kind als verheiratet betrachtet. Ist es zur Jungfrau herangereift, so wird ihm von seinen Eltern ein wirklicher Gatte beschert, den die junge Frau jedoch, sobald er ihr nicht gefällt, wieder verlassen kann. Sie legt eine Betelnuß unter sein Kopfkissen und verläßt das Haus, womit die Angelegenheit erledigt ist. Der Zweck ihrer Verheiratung mit der Belsfrucht war in früheren Zeiten der, daß sie infolge dieser Zeremonie niemals

Witwe werden und somit auch nicht in die unangenehme Lage kommen konnte, ihrem verstorbenen Gatten auf den Scheiterhaufen folgen zu müssen. Auffallend häufig sollen unter der weiblichen Bevölkerung Nepals Selbstmorde aus verschmähter oder gekränkter Liebe vorkommen, und zwar stürzen sich die Lebensmüden mit besonderer Vorliebe in irgend einen Brunnen, der nach dem Unfalle natürlich wie überall, nachdem das Kind hineingefallen ist, zugedeckt, hier zu Lande gleichzeitig aber auch nie wieder zum Wassers schöpfen benutzt wird. Sollte in dem Bassin der jetzt im Bau begriffenen großen Wasserleitung Kathmandus ein solcher Selbstmord vorkommen, so dürfte die ganze Anlage mit einem Schlage für die Stadt wertlos werden, da niemand je wieder einen Tropfen aus derselben entnehmen würde. Der mit dem Bau der Leitung betraute englische Ingenieur Mr. St. Clair wird denn auch, bevor Wasser in das Bassin gelassen wird, letzteres trotz seiner großen Ausdehnung vollkommen überwölben lassen.

Am Weihnachtsabend versammelten wir wenigen Europäer uns im Hause Dr. Shores und gedachten bei perlendem Champagner der Lieben in der fernen Heimat. Den letzten Christabend hatte ich an den Abhängen des höchsten Berges des dunkelen Welttheils, am Kilimandscharo in Ostafrika verlebt, jetzt saß ich am Fuße des schneebedeckten Bergtitanen der Himalayas, des altehrwürdigen Gaurisankar. Welch ein Wechsel. Am folgenden Tage, nachdem sich die fast regelmäßig während der Frühstunden über der Ebene lagernden dichten Nebel verzogen hatten, ritten wir bei Sonnenschein und unbewölkttem Himmel auf breiter, gutgehaltener Landstraße in Richtung auf Batgaon der drittgrößten Stadt des Kathmanduthales munter unseres Weges. Ununterbrochen führte der Marsch durch kleinere und größere Dorfschaften, zwischen sauber bestellten und vortrefflich bewässerten Feldern, in öst-

licher Richtung weiter. Hier und da sahen wir Feldarbeiter auf den Äckern mit hölzernen Schlägeln schwere Erdschollen zerkleinern, oder mit eigenartigen Spaten, in Form eines Blätteisens, die Bewässerungsgräben reinigen. In einem der Dörfer wurde mitten auf der Straße in einem aus zwei, durch ein Bambusrohr verbundenen großen, irdenen Töpfen gebildeten Destillierapparat aus Reis und Weizen ein „Kakshi“ genannter Schnaps bereitet, der sich bei der Bevölkerung großer Beliebtheit erfreut. Die Bereitung des Kakshi steht jedermann im Lande frei, doch wird für den zum Verkauf gebrachten Schnaps Steuer erhoben. Bei Mitgliedern der höheren Kasten ist der Genuß von Alkoholika eigentlich verpönt, aber man scheint es auch hier mit den religiösen Vorschriften nicht allzu genau zu nehmen; denn Thatsache ist, daß in Nepal der Import europäischer Liqueure, namentlich auch französischer Champagner, in höchster Blüte steht und von Jahr zu Jahr größere Dimensionen annimmt.

Thee wird im Lande nicht gebaut, aber aus Tibet eingeführt, und von allen Klassen der Bevölkerung, entweder mit Gewürzen zusammen gekocht, oder nach tibetanischer Art mit Butter und Milch gemischt getrunken.

Nach etwa 12 Kilometern Marsches gelangten wir nach Batgaon und machten an einem vor der Stadt gelegenen, hoch eingedämmten, von Kolonnaden umgebenen Wasserbassin beim Siddha Pokri Halt, um einen kleinen Imbiß einzunehmen und dann, unsere Pferde auf guter Weide zurücklassend, in die Stadt zu wandern.

Batgaon, auf einer Anhöhe am Ufer des Hannmansflusses gelegen, ist unstreitig die sauberste der drei großen Städte Nepals, hat ebenfalls gleich Patan gegen 30,000 Einwohner und macht mit seinen mit Ziegelsteinen gepflasterten Straßen, seinen wohl erhaltenen Häusern und Tempeln einen recht an-

sprechenden Eindruck, der noch am Tage unseres Ausfluges, da die Nawaris gerade ein Fest begingen, durch die Lebendigkeit seiner Bewohner wesentlich erhöht wurde. Männlein und Weiblein waren festlich geschmückt und, wie es schien, durch den seltenen Besuch dreier Europäer in besonders gehobener Stimmung.

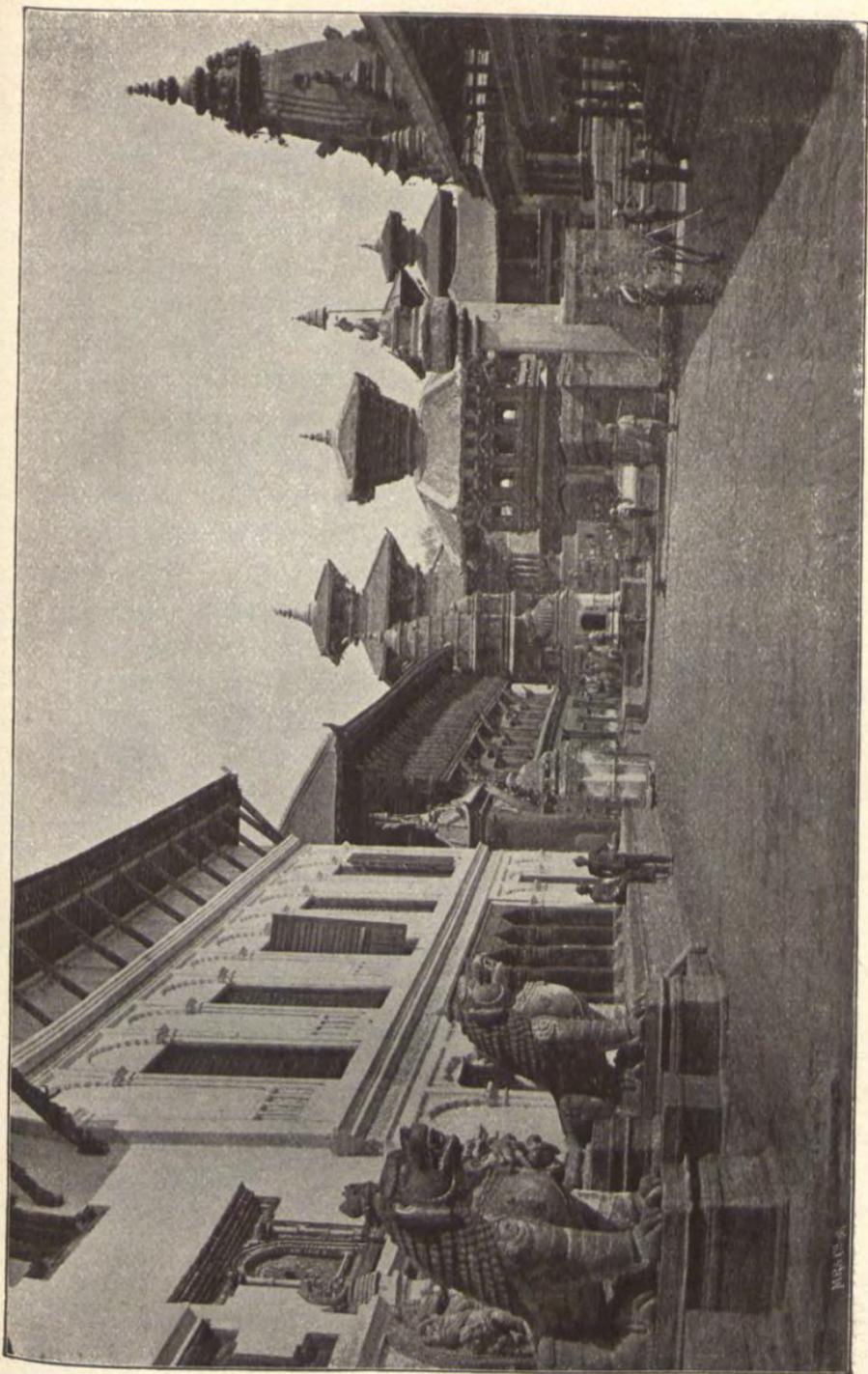
Als wir einer, zwei riesige Wasserbüffel durch die Straßen treibenden Menschenmenge begegneten, machte Mr. Gaye mich darauf aufmerksam, daß, falls ich noch keinem Büffelopfer der Nawaris beigewohnt habe, sich für mich jetzt hierzu Gelegenheit böte. Ich schloß mich also, wie der Berliner Schusterjunge der aufziehenden Wache, der büffeltreibenden Gesellschaft an und hielt nach wenigen Minuten mit derselben vor einem unscheinbaren Tempel, der eigentlich nichts anderes war, als eine säulengetragene Veranda, in der nebeneinander drei in Stein gehauene Bilder der blutgierigen Göttin Durga standen. Mit Hilfe eines ihm um die Weine geschlungenen Strickes wurde das erste der beiden Opfertiere zu Boden geworfen, seine Füße wurden, um es am Strampeln zu hindern, fest zusammengeschnürt und ihm dann von zwei kräftigen Männern der Kopf nach hinten gebogen, um die Halshaut straff zu spannen. Der mit der Schlächterei betraute Priester machte sich nun daran, nachdem er seinem Messer auf einer der Tempelstufen noch einen letzten Schliff gegeben hatte, an jeder Seite der Halsröhre die Haut oberflächlich aufzuschlißen und dann mit den Fingern die großen Schlagadern aus den sie umgebenden Fleischmassen vorsichtig, ohne sie zu verletzen, loszulösen und vollkommen freizulegen. Als dieser Prozeß unter dem Gelärme und allerhand Wixen der Priester und des sich herumdrängenden Volkes glücklich erledigt war, zerrte man das vor Angst und Schmerz zitternde Tier dicht vor das Bild der Gottheit, der es bestimmt war. Durch einen

kleinen Längseinschnitt wurden dann die Adern geöffnet und die beiden aus denselben hoch emporspritzenden feinen Blutstrahlen mit geschickter Hand direkt auf das betreffende Götzenbild gerichtet. Häufig werden aber auch die umstehenden Menschen mit einer Bespritzung bedacht, so daß die meisten Leute am Abend eines solchen Festtages aussehen, als kämen sie von einer sicilianischen Vesper. Nur durch schleuniges Zurückspringen gelang es mir, mich einer mir speziell zugedachten Bespritzung zu entziehen. Allmählich wurden die Blutstrahlen schwächer und schwächer, und unter konvulsivischen Zuckungen, mit lautem Ächzen hauchte das arme, mindestens eine viertel Stunde lang gequälte Tier brechenden Auges seinen Atem aus, während von den umstehenden Menschen Reis, Blumen und Kadaverschen auf die blutbefudelte Gottheit geworfen wurden.

Das zweite Opfer folgte, dann wurden die getöteten Tiere zerlegt, und ihr Fleisch, von dem die Priester natürlich ihren Anteil erhielten, zwischen diejenigen Personen verteilt, die sich zum Ankauf der Opfertiere zusammengethan hatten. Die Hörner der Büffel werden vielfach zur Erinnerung an das Opferfest an einer passenden Stelle des Tempels festgenagelt. In ähnlicher Weise werden auch Ziegen, Hühner oder Enten geopfert, nur ist der Anblick dieser kleineren Opfer natürlich weniger widerwärtig. An dem Hauptopferfeste, der Dassera oder Durga Puja, welches zehn Tage dauert, sollen nach Aussage des Obersten Mahabeer Singh allein im Rhatmanduthale gegen 100 000 Ziegen und mehrere Tausend Büffel geschlachtet werden. Das Hauptschlachtfest findet am 9. Tage der Dassera statt. An diesem Tage bekränzen die Nepalesen ihre Elefanten, Pferde, Künder, Hunde und sonstigen Haustiere, und die einzelnen Regimenter bringen unter Entfaltung alles möglichen militärischen Pompes ihre Opfer der

Durga dar, um auf diese Weise das Kriegsglück an ihre Fahnen zu fesseln. Die Gurkas quälen übrigens ihre Opfertiere nicht in der geschilderten Weise, sondern trennen ihnen, nachdem das Tier mit der Nase an den Boden gefesselt ist, mit Hilfe ihres Kukris oder eines sichelförmig gebogenen Richtschwertes, dem „Kora“, mit einem einzigen sicher geführten Hiebe den Kopf vom Rumpfe. Auf einen Kanonenschuß fallen bei einer solchen, in Gegenwart des Königs in Rhatmandu abgehaltenen Regimentsfeier unter dem Klange der Musikkapellen und dem Gauden der Menge zuweilen mehrere hundert Büffelköpfe in derselben Sekunde. Macht Patan den Eindruck einer dem Verfall entgegengehenden Stadt, so kann sich in Batgaon der Besucher im Gegenteil des Eindruckes nicht erwehren, daß die Stadt sich in den letzten Jahren mehr und mehr entwickelt hat, Häuser und Tempel befinden sich in besserem Zustande, und man sieht, daß auch an gewöhnlichen Tagen ein lebhafter Verkehr hier stattfindet.

Als besondere Sehenswürdigkeit Batgaons gilt neben dem sich durch Reichthum seiner Ornamentik auszeichnenden goldenen Thor des aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts stammenden Palastes der im Pagodestil erbaute, von fünf übereinander sich erhebenden Dächern gekrönte und von den Nawaris Nyatpola Dewal genannte größte Tempel der Stadt. Auf jeder der vier den Unterbau des Gebäudes bildenden Plattformen halten zu beiden Seiten einer Treppe kolossale Steinfiguren Wache, und zwar auf dem unteren Absatz die Statuen zweier historischer Ringkämpfer eines der Radjas von Batgaon, die jeder so stark gewesen sein sollen wie zehn gewöhnliche Menschen, auf dem zweiten Absatz Elefanten, die zehnfache Kraft der Ringer darstellend, dann folgen Löwen, zehnmal so stark als Elefanten, und den Schluß bilden Greiffen, zehnmal an Kraft den Löwen überlegen. Daniel Wright,



Durbar und Tempel in Batgaon, Nepal.

dessen Buche „History of Nepal“ ich manche interessante Aufschlüsse über das Land und seine Bewohner verdanke, behauptet, daß niemand außer den Priestern erlaubt sei, den Tempel zu betreten, so daß das gewöhnliche Volk nicht einmal weiß, welcher Gottheit derselbe eigentlich geweiht ist.

Unter dem Vortritt zweier mit Knuten bewaffneten Polizisten hielten wir einen Umgang durch die recht belebten Bazare und nahmen dann außerhalb der Stadt, unbehellig von Zuschauern, auf einer grasbedeckten Anhöhe unter freiem Himmel angesichts der unvergleichlich großartigen Kette schneebedeckter Berge des Himalaya ein inzwischen von Khatmandu herbeigebrachtes „tiffin“ ein, um später in fröhlichster Stimmung, in der schärfsten Gangart, die unsere Ponies anschlagen konnten, nach der Hauptstadt zurückzukehren.

Einen der letzten Tage meines Aufenthaltes in Khatmandu verwannte ich auf einen Besuch des außerhalb der Stadt gelegenen Zeughauses, in dem, ganz im Stile ähnlicher europäischer Institute, die in den verschiedenen nepalesischen Feldzügen erbeuteten Waffen neben ausrangierten, für etwaige Kriegsfälle aufbewahrten Rüstzeugen in geschmackvoller Weise an den Wänden befestigt oder zu Kronleuchtern vereinigt untergebracht sind. Diesem Besuche folgte ein solcher des Arsenal's, eines einstöckigen, langgestreckten Schuppens am Paradeplatz. Ich habe bereits erwähnt, daß die Nepalesen sich ihr Kriegsmaterial nach europäischen Modellen und unter Anwendung europäischer Maschinen selber herstellen, ihre Handwaffen sowohl wie ihre Geschütze. Von letzteren wurden mir gegen 40 bronzene 12-Pfünder, mehrere Mörser und sogar eine von Jung Bahadur selbst erfundene Mitraillense gezeigt. Die Geschütze sind theils darauf eingerichtet, von Menschen gezogen, theils von Maultieren getragen zu werden. Auch eine Elefantenbatterie mit allem Zubehör wurde mir vorgeführt. Der be-

reitliegende Bestand an Geschossen ist ein sehr bedeutender, auch ist dafür gesorgt, daß im Falle eines plötzlich ausbrechenden Krieges die nötigen Transportmittel sofort zur Hand sind. Kurzum, alles macht einen vortrefflichen Eindruck, und ich glaube Nepal das allerdings nicht allzuviel sagende Zeugnis ausstellen zu dürfen, daß es ungleich besser gerüstet ist, als manche der deutschen Kleinstaaten es noch im Jahre 1866 waren. Die in den Gewehrfabriken beschäftigten Arbeiter sind meist Kawareis, die Leiter und Aufseher vielfach Leute aus der indischen Ebene. Eisen, Kupfer, Schwefel, sowie geringe Mengen Silber und Gold werden im Lande gefunden, Blei, Zinn und Salpeter importiert. Die Bronzegießerei steht im Lande noch heute in hoher Blüte.

Als ich, das Arsenal verlassend, wieder auf den Paradeplatz gelangte, kam gerade ein Regiment mit klingendem Spiel anmarschiert und nahm Aufstellung. Ich erfuhr, daß im Laufe des Nachmittags eine Revue vor meinem Freunde, dem Commander in Chief of the whole Nepalese Forces, General Dep Shum Shere, stattfinden sollte, und entschloß mich daher, mich sofort zu Mr. Gaye zu begeben, um von den Fenstern seines direkt an den Platz stoßenden Hauses diesem Schauspiel beizunehmen. Gegen 5 Uhr waren etwa 13 000 Mann mit mehreren Musikkorps versammelt, die in Zug- oder Kompaniekolonnen auf- und abmarschierten, während sich nach und nach etwa zwei Duzend Generale auf einem großen gemauerten Rondel, in dessen Mitte sich ein breitkroniger Baum erhebt, einfanden. Sie kamen nicht zu Pferde, sondern in Wagen oder zu Fuß, jeder von einem Träger, der einen riesenhaften, bunten Sonnenschirm über ihn hielt, begleitet. Sobald ein neuer General anlangte, machten die Truppen Halt, wo sie sich gerade befanden, präsentierten, und während die betreffende Exzellenz zum Rondel hinaufstieg und, von seinem Schirmträger gefolgt,

gravitatisch um den Baum herumschritt, schmetterten die Musikkorps eine Begrüßungsfanfane.

Als der Herr Generalissimus schließlich erschienen war und sich nach Rang und Würden hatte anblasen lassen, formierten die sämtlichen Truppen ein zweigliederiges Karree, dessen Mittelpunkt das erwähnte Rondel bildete. Auf ein Zeichen des Höchstkommandirenden wurde aus einem in der Nähe stehenden Käfig eine kleine Antilope (*Antilope cervicapra*) herausgelassen, welche, nachdem sie sich zuerst scheu umgesehen hatte, friedlich zu grasen begann, bis plötzlich von einer Seite des Karrees vier Windhunde in langen Sätzen heransprengten und damit die widerwärtigste Jagd begann, die man sich vorstellen kann. Die Antilope, welche an Schnelligkeit ihren Verfolgern weit überlegen war, suchte in blitzartigen Bewegungen hinundherschießend diesen zu entkommen, wo immer sie indessen versuchte einen Ausweg zu entdecken, überall fand sie sich von einem Wall von Bajonetten umgeben. In einem verzweifelten Augenblicke schien sie den Versuch machen zu wollen, über die karreebildenden Soldaten hinwegzusetzen, aber sobald sie sich zum Sprunge anschickte, brach die gesamte sie einschließende Mannschaft in ein ohrbetäubendes Geschrei aus, so daß das entsetzte Tier seinen Entschluß änderte und wiederum Kehrt machte. Diese Hekerei mochte etwa eine Viertelstunde gewährt haben, als der Befehl erteilt wurde, das Karree zu verkleinern. Erst nachdem es allmählich auf ein Drittel seiner ursprünglichen Größe reduziert worden war, gelang es den inzwischen stark ermüdeten Hunden unter frenetischem Jubel der Soldaten, das dem Verenden nahe Tier zu packen und zu zerreißen. Damit war dieses militärische Schauspiel beendet, die Generale setzten sich unter Tuschblasen wieder in ihre Wagen, und mit Sang und Klang zogen die einzelnen Regimenter in ihre Quartiere zurück.

Etwa drei Wochen mochten seit meiner Ankunft in Rhatmandu vergangen sein, als ich eines schönen Tages bei einem Besuche in Thapatali Herrn Dep Shum Shere nahe legte, daß, so sehr ich ihn und sein schönes Vaterland auch liebe, sie beide mir dennoch weit teurer würden, wenn man mir die Erlaubnis erteilte, das Land über seine Nordgrenze auf dem Wege nach Tibet zu verlassen. Tibet, das war das Land, welches mich, nachdem ich Nepal kennen gelernt hatte, mehr anzog, als ein anderes Stück terra incognita unseres Planeten. Lassa, zu dessen Thoren so viele Reisende gestrebt, um schließlich, wenn sie wirklich bis an dieselben gelangt waren, sich wieder zur Umkehr gezwungen zu sehen, Lassa, das Rom, das Mecca der Buddhisten, warum sollte es nicht gerade mir vorbehalten sein, hier als erster Europäer mit dem Dalai-Lama Thee zu schlürfen und mich von ihm mit einem himmelblauen Seidenschawl beschenken zu lassen!

Wenn irgend jemand mir zur Erreichung dieses Zieles behilflich sein konnte, so war es der Maharadja von Nepal. Er brauchte mich nur als Soldat in eines seiner Regimenter einzustellen und mich dann als solchen mit der Eskorte der nächsten von hier nach Lassa ziehenden Gesandtschaft an das Ziel meiner Wünsche marschieren zu lassen. Als ich jedoch diesen meinen Plan Herrn Dep Shum Shere auseinandersetzte, machte er ein sehr nachdenkliches Gesicht. Daß ich mich soweit erniedrigen wollte, als gemeiner Soldat in die nepalesische Armee einzutreten, lediglich um Gelegenheit zu finden, nach Lassa zu ziehen, dort allerhand Studien zu machen und der Welt zu berichten, wie es daselbst zugehe, das überstieg scheinbar das Begriffsvermögen meines verehrten Freundes. Es schien für ihn fest zu stehen, daß ich mit dieser Expedition etwas ganz Besonderes im Schilde führe, irgend eine politische Mission verbinde, aus der Nepal selbst kein Segen

erwachsen könne. Was konnte mich veranlassen, diese weite, gefahrvolle Reise in der Verkleidung eines Soldaten zu unternehmen? Sollte ich doch vielleicht der gefürchtete russische Spion sein und bis dahin nur allerlei harmlose Sammlungen angelegt haben, um den anfangs gegen mich von den Nepalesen gehegten Verdacht einzuschläfern? Das etwa mochten die Gedanken sein, die das Hirn des Generalissimus durchkreuzten, während er, verlegen mit seinem Säbel spielend, zu Boden sah.

Nach längerem Schweigen eröffnete er mir, daß er leider nicht in der Lage sei, meine Absichten fördern zu können, denn nicht einmal bis an die tibetanische Grenze könne man mir zu gehen gestatten, da man außerhalb Rhatmandu und dessen näherer Umgebung nicht die geringste Garantie für die Sicherheit meines Lebens übernehmen könne und in Teufels Küche bei den Engländern käme, wenn mir irgend etwas zustieße. Mit Tibet habe man obendrein, so viel er wisse, einen Vertrag abgeschlossen, demzufolge kein Europäer von Nepal aus das Land betreten dürfe. Aber selbst wenn alle jene Bedenken nicht vorlägen, hätte er nicht die Macht, etwas in dieser Angelegenheit für mich zu thun, solche Fragen könne nicht er, sondern nur der Maharadja entscheiden, und da dieser, wie mir bekannt sei, zur Zeit in Terai jage, so riete er mir, keine Zeit zu verlieren und mich sobald als möglich in das königliche Jagdlager zu begeben. Falls ich damit einverstanden sei, wolle er noch heute Eilboten abschicken und bei seinem Bruder anfragen, ob mein Besuch genhm sei.

Das Vernünftige dieses Vorschlages leuchtete mir ein, nur der Maharadja konnte mir helfen, und wenn ich auch nicht gar zu große Hoffnung hegte, daß er meinen Wünschen ein geneigtes Ohr leihen würde, einen Versuch konnte ich immerhin machen. Selbst wenn ich von vornherein nicht die

geringste Aussicht auf Erfolg gehabt hätte, wäre ich auf Dep Shum Sheres Anerbieten mit Freuden eingegangen, lediglich um Gelegenheit zu finden, das Leben im Jagdlager des Königs kennen zu lernen. Ich legte demnach die ganze Angelegenheit vertrauensvoll in die Hände meines Freundes, verabschiedete mich von ihm und traf ungesäumt die nötigen Vorbereitungen zur Abreise.

Nach drei Tagen erhielt ich die Nachricht, daß der Maharadja mich erwarte und für mich zum Transport meines Gepäckes die erforderlichen Elefanten nach Whimpedi schicken wolle, die mich daselbst erwarten und ins Jagdlager bringen würden. Niemand war glücklicher als ich, der Himmel hing mir voller Geigen, und ich stand in meiner Phantasie bereits mit einem Fuße in Tibet. Mein liebenswürdiger Wirt, Dr. Shore, schien dagegen weniger optimistisch über die Sache zu denken, er machte ein Gesicht, als ob er sagen wolle: „Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube“, und erteilte mir den Rat, lieber in das Jagdlager des Residenten als in das des Maharadja zu gehen.

Am folgenden Morgen verließ ich Phatmandu, nachdem ich tags zuvor bereits Dienerschaft, Pony und Gepäck vorausgeschickt hatte, auf speziellen Wunsch des Herrn Generalissimus in einem mir von ihm zur Verfügung gestellten Landauer, der mich nach Thantot bringen sollte. Hier angelangt, begann der steile, unbequeme Aufstieg zur Paßhöhe, die ich bereits um 9 Uhr erreichte. Ausnahmsweise lagerte dieses Mal kein Nebel über dem Phatmanduthal, es war ein selten klarer Morgen, jedes Dorf, jeden Tempel konnte man mit unbewaffnetem Auge erkennen, und in schneeiger Weiße hoben sich die Himalayariesen ab vom unbewölkten Himmel.

Noch einmal lag er vor mir da, der stolze, alles überragende einzige Gaurisankar. Der Gedanke, vielleicht schon

in wenigen Wochen diesem Könige aller Berge auf dem Wege nach Lassa meine Huldigung darbringen zu können, der Gedanke, daß meine Hoffnungen sich erfüllen könnten, durchrieselte mich wie ein Wonnenschauer. Aber wie, wenn dieser Traum in nichts zerfloß, wenn ich zum letztenmal hier Umschau hielt, als Zeuge solcher Wunder ohne gleichen, wenn ich wie Faust sagen sollte: Ich stand am Thor, ihr solltet Schlüssel sein! was dann? Dann lebe wohl, Du stolzer Gaurisankar, leb' wohl, Du wunderbarer Kinchinjanga, leb' wohl auch Du erhabener Dawalagiri. Mit diesem Gruße wandte ich mich ab von der großartigsten aller Bergszenerien und rannte den steilen Abhang hinunter nach Chitlong, wo ich bei meiner Ankunft nur meinen fröhlich wiehernden Schecken vorfand. Die Diener waren, so hörte ich, bereits mit den Kulis weiter nach Sissagari marschirt, um mich im Kasthause des Forts zu erwarten. Da es mich selber drängte, möglichst schnell die entscheidende Antwort aus dem Munde des Maharadja zu vernehmen, freute ich mich der Eile meiner Leute, schwang mich sofort in den Sattel und traf nach flottem Ritt schon gegen drei Uhr in meinem bekannten Nachtquartier ein.

Meine erste Frage an den Kommandanten des Forts galt natürlich den Elefanten. Waren sie in Bhimpedi eingetroffen? Nein, bisher war keine Meldung von ihrer Ankunft erstattet worden, aber sie würden schon kommen, wenn nicht heute Abend, so sicherlich über Nacht oder am nächsten Morgen. So tröstete man mich. Der Morgen kam, ich eilte selber hinunter nach Bhimpedi. Von Elefanten keine Spur — ich wartete bis gegen Mittag, kein Vote, kein Brief, kein Elefant. „Nun“, dachte ich, „auf dem Marsche sind die Tiere jedenfalls, und einen anderen Weg als den über Hetounda konnten sie auch nicht eingeschlagen haben.“ Zeit wollte ich auch nicht weiter verlieren, vorwärts also den Dichtäutern entgegen. Diesem

Vorwärts stellten sich insofern Schwierigkeiten in den Weg, als die mir von der Regierung zuerteilten Kulis erklärten: „Bis hierher und nicht weiter.“ Ihnen war gesagt worden, sie würden von Bhimpedi ab durch Elefanten ersetzt werden, daher bestanden sie darauf, zurückzukehren. Geld und gute Worte erweichten glücklicherweise ihren harten Sinn, so daß wir bis Hetounda gelangten und hier übernachteten.

Nochmals kam der junge Tag gezogen mit Sonnenglanz und Vogelsang, aber die Elefanten waren auch heute leider ausgeblieben, wie die Grazien in Goethes Tasso, wie mein Freund Wippchen zu sagen pflegt. Ich muß gestehen, mir war nichts weniger als wippchenhaft zu Mute, denn meine Kulis wollten mich zum zweitenmal verlassen, und ich hatte alle mir zu Gebote stehende Überredungskunst anzuwenden, sie wiederum zu bewegen, ihre Lasten aufzunehmen und mir zu folgen. Wir mußten ja jeden Augenblick auf die Elefanten stoßen, versprochen waren sie, und an dem Worte eines Maharadja zu zweifeln, das wäre ja an sich bereits eine stille Majestätsbeleidigung gewesen. Weiter ging es nun und zwar bis Bichiafo — dann verließen sie mich, nämlich die Kulis, und zwar heimlicherweise, ohne ein Wort zu sagen, während wir im Waldesschatten rasteten und unser Frühstück einnahmen. Sie waren verschwunden und, was für einen Orientalen viel sagen will, sogar unter Zurücklassung ihres gesamten Lohnes.

Anfangs saß ich da mit meinen Lasten wie Jeremias auf den Trümmern Ninivehs. Wie sollten wir nun weiterkommen ohne Kulis und ohne Elefanten. Ich ging zum Ortsvorsteher, klagte ihm mein Leid und bat um Hilfe, d. h. um die sofortige Zurückholung der Deserteure oder um andere Kulis resp. Transporttiere, aber er hatte für mich nichts als ein impertinentes Achselzucken und meinte von seiner Regierung keinerlei Instruktionen meinethwegen erhalten zu haben. Das

Rasthaus stehe zu meiner Verfügung, dort möge ich bleiben und warten, bis der Maharadja die Elefanten schicke. Ummählich ging es mit meiner Lammesgeduld auf die Meige, vorwärts wollte ich, einerlei ob mit oder gegen den Willen des Maharadjas und aller nepalischen Ortsvorsteher. Hilft man dir nicht, so „help your self“ sagte ich mir, und da gerade eine mit Brennholz beladene Ochsenkarawane des Weges kam, machte ich kurzen Prozeß, führte die ersten besten — und diese ersten besten waren herzlich schlechte — Tiere in mein Lager, veranlaßte die Treiber theils mit Silbergeklapper, theils durch energisches Zureden, ihren Ochsen die Holzlasten abzunehmen, sie mit meinen Gepäcksstücken zu beladen, und trieb dann die ganze Gesellschaft vor mir her. Langsam zogen wir auf breiter, sandiger Straße durch Wald und Busch dahin, alle Augenblicke fiel die eine oder die andere der schlecht befestigten Lasten zu Boden, bald rannte einer der Ochsen in den Wald, um zu grasen, bald wieder machten die Treiber Miene auszureißen. Schließlich aber ward Semrabassa doch glücklich erreicht, und als hier nach kurzer Zeit das Fleisch eines von mir erstandenen Büffelviertels in den Töpfen der Leute schmorte und ich mit vollen Händen Tabak anzuteilen begann, da herrschte im Lager eitel Freude und Eintracht, und meine Ochsentreiber erklärten sich ohne Sträuben bereit, mir auch ferner folgen zu wollen, gleichviel wohin.

Wir marschierten am nächsten Tage bis zu einer kleinen, etwas abseits von der Landstraße gelegenen Ortschaft Gana, von wo aus sich der Weg ins Jagdlager des Maharadja abzweigte, und schlugen die Zelte unter einer Gruppe prächtiger, schattenspendender Baumriesen auf. In Gana ging es recht lebhaft zu, da daselbst eine Abtheilung Soldaten untergebracht war und täglich Kulis mit Proviant sowie Postläufer ins königliche Lager abgesandt wurden. Ich fand hier als Höchst-

kommandierenden einen nepalesischen General, erzählte ihm, daß der Maharadja mich erwarte und mir Elefanten versprochen habe, die mich zu ihm ins Lager bringen sollten. Ob er, der General, nicht in der Lage sei, mir einige Elefanten zu stellen? Als er verneinte, eröffnete ich ihm, in diesem Falle ohne meine Lasten, lediglich von einem Diener begleitet, weiterreisen zu wollen, denn zum Maharadja wolle und müsse ich unter allen Umständen. Ob ich im Besitze eines Passierscheines vom Maharadja oder General Dep Shum Shere sei? Nein, niemand habe mir etwas Derartiges mitgegeben. Dann bedauere er aufrichtig, mich auf keinem anderen Wege als auf der großen Landstraße weiterreisen lassen zu können. Ich bat ihn darauf, sofort einen Brief an den Maharadja zu befördern. Auch das könne man nicht, es sei gegen die Instruktionen, er könne mir nur raten, zu warten, bis die Elefanten kämen. Der Teufel hole eure Elefanten! Glaubt ihr, ich habe Lust, mich hier an der Nase herumführen zu lassen. Noch heute marschiere ich nach Nhatmandu zurück, um mich persönlich bei Herrn Dep Shum Shere über die Art und Weise, wie man mich hier behandelt hat, zu beschweren.

Mein Herr General that mir jedoch mit der liebenswürdigsten Miene kund und zu wissen, daß er mir ohne besonderen Befehl nicht einmal gestatten könne, auf dem Wege, auf dem ich gekommen sei, zurück zu marschieren. Vor einem Monat habe man Instruktionen gehabt, mich nach Nhatmandu gehen zu lassen, jetzt habe ich die Hauptstadt verlassen, und ohne einen neuen Passierschein könne er mir nur erlauben, entweder zu bleiben, wo ich sei, oder aber in der Richtung nach der indischen Grenze weiter zu ziehen.

Nach all diesen Eröffnungen war es mir klar geworden, daß die Pforten Nepals sich hinter mir geschlossen hatten, um sich vorläufig nicht wieder zu öffnen, daß man mich mit

der Einladung ins Jagdlager lediglich aus dem Lande hatte herauslocken wollen, und daß ich auf die versprochenen Elefanten warten könnte, bis ich schwarz würde. Ich verabschiedete mich daher von dem General, bat ihm, dem Maharadja zu melden, daß ich ihm für alle mir in Rhatmandu erwiesene Gastfreundschaft danke und den Staub Nepals von den Füßen schütteln würde. Darauf ritt ich zu meinem alten Freunde Mr. Holloway nach dem nur eine Stunde entfernten Gurdea, trieb mit dessen Hilfe einen Elefanten auf, holte mein Gepäck und saß gegen Abend wieder auf englischem Grund und Boden, an der wohlbesetzten Tafel meines Wirtes. Eine Woche später etwa erhielt ich in Bengalen aus dem Lager des Maharadja einen Brief, in dem mir versichert wurde, die Elefanten hätten mehrere Tage in Bhimpedi umsonst auf mich gewartet, es müsse irgend ein Mißverständnis vorliegen, und man bedaure allseitig auf das tiefste, daß ich das Land verlassen habe, anstatt der Einladung, ins Jagdlager zu kommen, gefolgt zu sein. Ich aber kannte jetzt meine Pappenheimer zur Genüge und kann nicht umhin, den Herren Nepalesen das Kompliment zu machen, durch die Art und Weise, wie sie sich meiner entledigten, einen vortrefflichen Beweis dafür geliefert zu haben, daß sie es in Bezug auf Verschlagenheit mit jedem anderen Volke des Orients aufnehmen können.



Moderne Nepalesische Goldmünze. Nat. Größe.



Durbunga. Calcutta. Rutsch Behar.

Von Durbea zog ich auf breiter Landstraße durch die herrlich fruchtbaren Bezirke von Behar und Tirhoot, meine Lasten auf einem Ochsenkarren mit mir führend, in sieben Tagemärschen nach Durbunga. Die Gastlichkeit der indischen Indigopflanze ist von mir an anderer Stelle bereits gerühmt worden, und ich wiederhole nur, daß sie selbst hier zu Lande geradezu sprichwörtlich ist. Ich kannte nicht einen einzigen der Besitzer der vielen, an meinem Wege liegenden Faktoreien und hatte mir absichtlich keine Empfehlungen geben lassen, da es mein Vorsatz war, während einer Woche ruhigen Lagerlebens die Aufzeichnung meiner Erlebnisse in Nepal zu Ende zu führen. Aber der Gastfreundschaft hier aus dem Wege zu gehen, ist, wie ich mich überzeugt habe, eine Unmöglichkeit. Man wird von dem ersten besten Pflanze auf der Landstraße aufgegriffen und ohne weitere Umstände zur Faktorei geführt, mit der Versicherung, nach Einnahme einer kleinen Erfrischung wieder in Freiheit gesetzt zu werden. Diese kleine Erfrischung besteht aber in der Regel aus einem Früh-

stück von 6—10 Gängen oder einer anderen mehrere Stunden danernden Mahlzeit. Will man sich nach Beendigung derselben von seinem Wirte — er hat ebenso wenig nach unserm, wie wir nach seinem Namen gefragt, und ihm genügt es, zu sehen, daß man ein menschliches Wesen ist — verabschieden, so erfährt man, daß inzwischen der Ochsenkarren angelangt und das Gepäck bereits im Fremdenzimmer untergebracht sei, die Ochsen seien zu sehr ermüdet, um weiter marschieren zu können, und es sei thatsächlich unmöglich, vor morgen früh frische Tiere aufzutreiben; außerdem würde es geradezu als eine Beleidigung gelten, nicht mindestens eine Nacht im Hause zuzubringen. Da helfen dann weder Gründe noch Ausflüchte, es muß geblieben sein, und tags darauf werden wir unter persönlicher Aufsicht unseres Wirtes zur nächsten Faktorei transportiert, um hier wiederum in der denkbar angenehmsten Weise unserer Freiheit beraubt zu werden. So erging es mir Tag für Tag, bis ich Durbunga erreichte. Während meiner Wanderschaft habe ich das Glück gehabt, neben vielen liebenswürdigen Menschen auch einige der größten und bestgeleiteten Indigo-Faktoreien Indiens kennen zu lernen, so Motihari, Siraha, Belsam u. s. w.

Die von mir durchrittenen Gegenden wiesen eine fast beängstigend dichte Bevölkerung auf, und große blühende Ortschaften lagen in ununterbrochener Folge zu beiden Seiten des Weges. Durch Auslangen des lehmigen Bodens und Eindampfen der Lauge in eisernen Pfannen wird an vielen Orten von den Bewohnern Salpeter gewonnen. Derselbe wird von kleinen Händlern in den Bazaren zusammengekauft, um nach Calcutta geschickt und dort gereinigt zu werden. Wasser ist überall in Hülle und Fülle vorhanden und wird den Eingeborenen in Kanälen und Rinnen zwecks Bewässerung der Felder zu allen Gehöften geleitet. Die Löhne sind erstaunlich niedrig,

nämlich 15 Pf. den Tag für Männer und Weiber, 7 Pf. für Knaben und Mädchen; Haus- und Tischdiener in den Faktoreien erhalten 4,50 bis 9 R. den Monat.

Im Beharbezirk begegneten mir zum erstenmal die bengalischen Zwergesel, die nicht größer sind als ein Bernhardinerhund und fast ausschließlich von der Kaste der Wäscher gehalten werden. Mit kolossalen Wäschebündeln bepackt, geradezu begraben unter ihrer Last, sieht man sie mit ihren, infolge zu früher oder zu starker Belastung nach innen geknickten Beinen sich mühsam vorwärtsschleppend, den Verkehr zwischen den Dorfschaften und Waschplätzen vermitteln. Der Esel gilt den Hindus für ein unreines Tier und wird nur von den allerniedersten Kasten berührt und geduldet, während Mitglieder einer höheren Kaste um einen ihnen begegnenden Esel stets einen weiten Bogen beschreiben. Befinden sie sich zufällig auf der Landstraße zwei Eseln gegenüber, so werden sie, selbst wenn zwischen beiden Raum genug für mehrere nebeneinander fahrende Karren wäre, nicht zwischen den Tieren durch, sondern um dieselben herumgehen.

Die vollkommen flache Landschaft wird überall durch Bambuswäldchen und angepflanzte Baumgruppen in wohlthuender Weise unterbrochen, so daß das Auge des Reisenden selbst während recht langer Märsche auf schnurgeraden Landstraßen nicht leicht ermüdet. Neben Indigo, Reis und Senf werden von den Eingeborenen vielfach Zuckerrohr, Tabak und Mohn angebaut, während auf den Besitzungen der Faktoreien indigomüde Felder vielfach mit Hafer bestellt werden.

Auf einer der von mir besuchten Indigoplantagen erhielt ich von der Gattin des Besitzers eine alte indische Münze, eine Rupie in Quadratform, als Erinnerungszeichen. Diese Rupien sind nicht nur sehr selten, sondern gelten in Indien bei der Bevölkerung als Talisman, denen eine besondere

Kraft innewohnt. Unter anderem spielen sie eine große Rolle bei den Schuldproben, die angestellt werden, um aus einer Anzahl Verdächtiger den Sünder herauszufinden. Ist beispielsweise in dem Hause eines Inders ein Diebstahl vorgekommen, ohne daß es gelungen wäre, des Diebes habhaft zu werden, so wird ein Priester, von dem bekannt ist, daß er sich im Besitze einer Quadraturpie befindet, gebeten, mit dem gesamten Hauspersonal die Schuldprobe anzustellen. Derselbe bittet sich eine Waage und eine Schüssel ungekochten Reis aus und wiegt von diesem für jeden der Anwesenden mit seinem geheiligten Silberstück das Gewicht des letzteren in Reis ab. Ist das geschehen, so hat auf ein gegebenes Zeichen jeder sein Häufchen Reis zum Munde zu führen und zu zerkauen, bis „Halt!“ kommandiert wird, worauf die zerkaute Masse auszuspuken ist. Der Priester nimmt dann die ausgespuckten Häufchen in Augenschein, und wenn sich dabei herausstellt, daß einer der Anwesenden seinen Reis in fast trockenem, ungekautem Zustande von sich gegeben hat, so erklärt er diesen für den Dieb und soll damit in der Regel wirklich den Schuldigen treffen, da Angst und Schrecken die Thätigkeit der Speicheldrüsen wesentlich beeinflussen.



Quadraturpie. Nat. Größe.

An einem herrlichen Januarmorgen hielt ich meinen Einzug in Durbunga, der Residenz des reichsten Maharadjas Bengalens. Die Regierung seines etwa 60 000 Quadratkilometer messenden und 2 200 000 Einwohner zählenden Landes ist seinen Vorfahren bereits von den Engländern abgenommen worden, so daß er in der Lage ist, seine gesamten

Einkünfte in Höhe von gegen vier Millionen Mark das Jahr lediglich für Privatwecke zu verwenden. Er ist Brahmine allerhöchster Kaste, und da er als solcher sowohl auf Fleischgerichte, als auch auf den Genuß von Gerstensaft, Nebenblut und sonstigen spirituösen Getränken zu verzichten hat, so sind die für seine Tafelfreuden zu verausgabenden Summen



Maharadja von Durbunga.

verschwindend klein. Außerdem ist er — ganz im Gegensatz zu all seinen Landsleuten — kein Freund von Edelsteinen und kein Spieler. Unter solchen Umständen ist es nicht leicht, vier Millionen Mark jährlich unter die Leute zu bringen, wenn man nicht, wie der Maharadja von Durbunga, mit einem ganz hervorragenden Wohlthätigkeitsinn ausgestattet ist. Vielleicht die Hälfte seiner Einkünfte verwendet dieser men-

schenfreundliche Fürst auf die Unterhaltung und Förderung aller möglichen öffentlichen Institute und zur Linderung der Not seiner leidenden Mitmenschen, den Rest aber auf seine Bibliothek und seine in Indien ohnegleichen dastehenden Ställe und Parkanlagen.

Im Hause des Bevollmächtigten des Maharadja, Mr. Newellyn, in dessen geistvoller Gattin (einer aus Baiern stammenden Deutschen, geborenen Baronin von Böllnitz) ich das Glück hatte, eine Landsmännin zu begrüßen, wurde mir freundlichste Aufnahme zu teil, und ich hatte die Freude, endlich einmal wieder in heimatlichen Lauten reden zu können.

Am Tage nach meiner Ankunft besuchte ich den Fürsten in seinem erst vor wenigen Jahren vollendeten, im europäischen Stil erbauten Palaste und fand in ihm einen kräftig gebauten, breitschultrigen, sehr zur Fettleibigkeit neigenden Herrn, mit von schwarzem Vollbart eingerahmten angenehmen Gesichtszügen. Er empfing mich in indischer Kleidung, eine aus Tuch und Goldflitter hergestellte Krone auf dem Kopfe, führte mich durch fast alle Räume des Palastes und ließ sich dann mir zur Seite in dem überaus behaglich ausgestatteten Bibliothekzimmer nieder, um sich mit mir über Julius Cäsar, Hannibal, Voltaire, Shakespeare, Bismarck, Eugen Richter, Emile Zola, Wissmann, Stanley, Adolina Patti und weiß der Himmel wen und was noch zu unterhalten. Er ist der beleseste und wißbegierigste Indier, der mir vorgekommen ist, und ein unbegrenzter Bewunderer Deutschlands, unseres Kaisers, sowie unseres Wehr- und Lehrstandes, vor allem aber unserer Ärzte. Sein einziger Kummer ist seine Fettleibigkeit und Kinderlosigkeit, und nach vergeblicher Konsultierung aller möglichen englischen Autoritäten setzt er jetzt seine letzte Hoffnung auf Beseitigung dieser Übel in die Kunst unserer Jünger Askulaps. „Es liegt mir gar nichts daran, England zu sehen, aber ich sehne mich, nach Europa zu reisen, um Deutschland kennen zu lernen. Leider haben mir bisher die Priester nicht gestattet, über das Meer zu fahren, aber wenn sie sich nicht eines Besseren besinnen, gehe ich ohne ihre Zustimmung; denn Deutschland ist das Land, in dem ich Heilung von meinem Leiden zu finden hoffe, und das Land, in dem ich meinen Neffen und Thronerben erziehen zu lassen wünsche.“ Ich redete „His Highness“ selbstverständlich zu, seinen Plan zur Ausführung zu bringen, empfahl ihm jedoch als günstigste Fettentziehungslokalität Karlsbad. Er wird sich, dessen bin ich sicher, in Europa viele Freunde erwerben,

namentlich unter den Künstlern, die mit Meißel oder Pinsel umzugehen verstehen, denn er ist ein Liebhaber guter Bildwerke und Gemälde. Unter seinen Kronjuwelen, die er mir mit großer Bereitwilligkeit zeigte, befindet sich ein alter Schmuck des mohamedanischen Kaisers Akbar aus ungeschliffenen, taubeneigroßen Rubinen, Smaragden und Perlen von unschätzbarem Wert. Als im Laufe unserer Unterhaltung das Gespräch auf Elefanten kam und ich meinem Wirte mittheilte, daß ich gedächte, den Fang dieser als Lasttiere unerreicht dastehenden Vierfüßler nach indischer Methode in Afrika einzuführen und beabsichtigte, zu diesem Zwecke sechzehn für den Fang abgerichtete Elefanten im Lande anzukaufen, um sie nach Bagamoyo zu verschiffen, stellte der Fürst sofort zehn seiner eigenen Elefanten für meine Zwecke zur Verfügung und bat sich als Gegenleistung meinerseits dafür eine deutsch-englische Grammatik aus. Beim Abschiede überreichte er mir zwei in Marokkleder gebundene Albums mit gegen 500 großen, vortrefflichen Bildern aus den verschiedensten Theilen Indiens und erbot sich, falls ich nach Calcutta gehen sollte, mir dorthin Wagen und Pferde aus seinem Marstall zu senden. Über einen Mangel freundlichen Entgegenkommens von Seiten dieses indischen Krösus kam ich mich somit jedenfalls nicht beklagen. Die Ställe des Maharadja werden zwar an Größe von denjenigen mancher europäischen Fürsten, an Eleganz von keinem mir zu Gesicht gekommenen übertroffen, und die in demselben untergebrachten Tiere, etwa 100 an der Zahl — meist englisches Vollblut — sind durchweg erstklassig. Ein englischer Stallmeister mit einem Gehalt von etwa 12 000 Mk. führt hier die Oberaufsicht und hat gegen 150 Bedienstete unter seinem Kommando.

Das Schönste aber in Durbunga sind unstreitig die von englischen Garteningenieuren angelegten, wunderbar gehaltenen,

den Palast umgebenden Parkanlagen, und hier zwischen den herrlichsten Baumgruppen auf kiesbestreuten Wegen, während die fürstliche Musikkapelle ihre Weisen spielt, in abendlicher Stille zu lustwandeln, war mir nach mehrmonatlichem Wildnisleben ein hoher Genuß. Gleich anderen indischen Fürsten besitzt der Maharadja auch einen Zoologischen Garten, aber den Tieren scheint das Klima Durbungas nicht recht zuzusagen. Namentlich die acht hier gefangen gehaltenen bengalischen Königstiger machen bereits bei lebendigem Leibe einen mottenzerfressenen Eindruck, und eine Tiger-Lebensversicherungsgesellschaft würde sicherlich für ihre Aufnahme einen sehr hohen Jahresbeitrag verlangen. Ein Antrag meinerseits, die Tiere ohne weiteren Verzug ins Jenseits zu befördern, wurde von dem Maharadja einstimmig abgelehnt.

Hätte mich nicht eine Einladung des Vizekönigs zu den zu Ehren des erwarteten russischen Thronfolgers veranstalteten Festlichkeiten nach Calcutta gerufen, ich wäre in dem hübschen Durbunga sicher noch einige Tage länger geblieben, aber eine Hoffestlichkeit größeren Stils im Government house wollte ich mir nicht entgehen lassen, und Zeltlasten wie Pony in Durbunga zurücklassend, vertraute ich mich daher bis Mokameh, wo wir spät abends anlangten und den heiligen Ganges während heftigen Gewittersturmes auf einer großen, mit elektrischem Lichte erleuchteten Dampffähre zu kreuzen hatten, der Tirhoot state railway und von dort bis Calcutta der East India railway an.

Mehrfacher Wagenwechsel und gegen Regen schlecht geschützte Kuppees machten die Reise zu einer wenig erfreulichen, und ich war daher froh, als nach fast achtzehnstündiger Fahrt um 7 Uhr in der Frühe mein Wagen geöffnet und mir bedeutet wurde, daß Calcutta erreicht sei, was aber, genau genommen, keineswegs der Fall war; denn die Endstation der

Bahn ist nicht Calcutta, sondern das am rechten Ufer des Hooghly gelegene Howrah. Um von hier in die Hauptstadt des alten indischen Kaiserreichs zu gelangen, hat man sich eines Gefährtes zu bedienen und auf einer 1530 Fuß langen und 48 Fuß breiten schwimmenden eisernen Brücke über den mit Schiffen aller Nationen bedeckten Hooghly zu fahren. Durch enge Straßen der Nativetown gelangt man nach etwa halbstündiger Fahrt in das sich rings um den sogenannten Maidan, eine mehrere Quadrat-Kilometer große, hier und da von Baumgruppen unterbrochene weite Grasfläche, ausbreitende Europaviertel. Vediglich die vor den Häusern ihrer Herrschaften herumlungernenden gelb-, braun- und schwarzhäutigen, buntbeturbanten Diener erinnern daran, daß wir uns in Indien befinden; sonst ist alles, Häuser, Gartenanlagen und Equipagen so gänzlich europäisch, daß man glauben könnte, in einer großen norditalienischen Stadt, etwa in Mailand zu sein. Der Gewitterregen der vergangenen Nacht hatte die Luft gereinigt und abgekühlt, Bäume und Pflanzen erquickt und den Staub in den Straßen beseitigt. Ich bekam daher von der im allgemeinen, nameutlich wegen ihres Klimas arg verrufenen Hauptstadt gleich am ersten Tage einen unerwartet angenehmen Eindruck, der, dank besonders günstiger Umstände, während meines 14tägigen Aufenthaltes der gleiche geblieben ist. Ob ich jedoch an Calcutta mit den gleichen Empfindungen zurückdenken würde, wie jetzt, ohne all die vielen, mir von der deutschen Kolonie, vor allem aber von meinem engeren Landsman Herrn Rßmann, Chef der Firma Schroeder, Smidt u. Co., und dem mir bereits von Simla befreundeten deutschen Generalkonsul Baron Heyking und seiner alle Welt durch ihren Geist, ihre Schönheit und ihren Geschmack entzückenden Gattin erwiesenen Liebenswürdigkeiten, lasse ich dahingestellt. Jedenfalls würde ich, falls

ich auf Wohnung und Küche in einem der sämtlich auf gleich niederem Niveau stehenden, geräuschvollen Gasthöfe angewiesen wäre, eher nach Durbunga zurückgekehrt sein.

Calcutta ist die Winterresidenz des Bizekönigs und Sitz des Gouverneurs der über 60 Millionen Einwohner zählenden Provinz Bengalen. Das Ergebnis der letzten, vor wenigen Monaten stattgehabten Volkszählung ist mir nicht bekannt, doch dürfte die Bevölkerungsziffer Calcuttas zwischen 800 000 und 900 000 liegen, die Zahl der hier lebenden Europäer aber gegen 13 000 betragen. Die Bevölkerung ist bei weitem nicht so gemischt wie diejenige Bombays, und wenn auch Vertreter aller möglichen Völkerschaften Indiens und zahlreiche Chinesen sich hier aufhalten, so verschwinden sie doch vollkommen unter den eigentlichen Bewohnern



Generalkonsul Baron von Heyking.

des Landes, den Bengalen. Diese sind trotz mancher körperlicher Vorzüge gegen die Inder und ihrer unleugbar hohen geistigen Begabung die mir am wenigsten sympathischen Bewohner des großen indischen Reiches. Kriechend vor ihren Vorgesetzten, sind sie anmaßend gegen Gleichgestellte und Untergebene, ja selbst gegen den mit ihnen in den Post-, Telegraphen- und anderen öffentlichen Ämtern unausgesetzt in Berührung kommenden Europäer. Namentlich unter den niederen Beamten habe ich ganz unglaublich unverschämte Flegel kennen gelernt, und in einer schwachen Minute konnte

ich nicht unterlassen, einem Postbabu, der sich nicht genierte, mir seinen roten Betelsaft vor die Füße zu spucken, rechts und links eine schallende Ohrfeige zu verseyen. Die Wirkung war eine überraschend günstige, und mein Babu wälzte sich nachher vor Unterwürfigkeit fast im Staube. Wäre ein Zeuge zugegen gewesen, würde er vielleicht noch unverschämter geworden sein, mich aber sicherlich verklagt haben, und die Folge wäre gewesen, daß ich meinen furor teutonicus und meine Schlagfertigkeit mit einer Strafe von 30—150 M. hätte büßen müssen.

Unter der Jugend Bengalens findet man zuweilen klassisch-schöne Gestalten mit vornehmer Haltung und edlen Gesichtszügen, die in ihrer nach Art der römischen Toga in malerischem Faltenwurf getragenen Gewandung jedes Künstlerauge entzücken müssen. Sobald aber der Jüngling zum Manne heraucreift, büßt er schnell seine Reize ein, seine Gesichtszüge bekommen einen Ausflug von Brutalität, seine Muskeln verschwinden unter einer Fülle quabbeligen Fettes, sein in der Jugend elastischer Gang wird schwerfällig, und das nach europäischer Art gescheitelte Haar, eingesalbt mit widerlich riechendem Kokosnußöl, die Füße seiner nackten, gelben Beine in weißen Baumwollsocken und schwarzen Lackstiefeln, watschelt er, Betelsaft nach allen Richtungen von sich gebend, einem gemästeten Stapanu ähnlich durch die Straßen. Jedesmal, wenn ich so einem ekelhaften Patron begegnete, bedauerte ich, nicht die Macht zu besitzen, ihn auf drei Jahre in ein preussisches Infanterieregiment zu stecken.

Das Leben in den Bazaren Calcuttas ist weniger reizvoll, als in denen anderer indischer Städte. Der Bengale geht barhäuptig und trägt, ungleich den übrigen Bewohnern des Landes, keinen Turban, und gerade diese in allen denkbaren Farben leuchtenden Kopfbedeckungen sind es, die das Volks-

leben in Indien zu einem so farbenprächtigen Bilde gestalten. Ich unternahm wiederholentlich in den Morgenstunden Mitte durch die Eingeborenenstadt, wie durch die Straßen der verschiedenen Bazare, in denen stets ein fabelhaftes Menschengewühl und fieberhaftes Treiben herrschte, doch entsinne ich mich nicht, hier irgend etwas für die Bengalen besonders Charakteristisches gesehen zu haben, es sei denn, daß die Mütter ihre Kinder, anstatt sie zu waschen, vom Scheitel bis zur Sohle mit Kokosöl einreiben. Splitterfasernackt und triefend, gleich soeben aus der Büchse geholten Sardinen, werden sie dann in die Sonne gestellt, um gehörig durchzubraten. Der Schiffsverkehr im Hafen von Calcutta ist ein sehr bedeutender. Die Hauptausfuhrartikel sind Zute, Exportwert 1889 für über 100, Opium 90, Thee 75, Leinsaat 36, Indigo 36, Zutesäcke 34, Häute 27, Baumwolle 16, Rapsfaat 9, Seide 9, Weizen 6 Millionen Mark. Über Calcutta wurden an Reis nach Europa nur 57800 Tonnen, nach indischen Häfen dagegen deren 335800 verschifft. Durch einen Ausfuhrzoll auf Reis in Höhe von etwa 8 v. H. des Wertes sucht die Regierung einer übermäßigen Ausfuhr dieses Artikels entgegen zu wirken, um zur Steinerung etwaiger Hungersnöte im Lande stets größere Vorräte zur Hand zu haben. Turmerik, eine hier als Gewürz und Farbstoff, in Europa lediglich in letztgenannter Eigenschaft verwendete Knolle, wurde 1889 im Gewichte von 8686 Zentner gegen 79847 Zentner im Jahre 1887 ausgeführt. Als Grund für den auffallenden Rückgang der Ausfuhr dieses Artikels wurde mir angegeben, daß die aus dem Turmerik bereitete gelbe und gelbbraune Farbe zur Zeit in Europa nicht in der Mode sei. Die Ausfuhr von Schellack belief sich im Jahre 1889 auf 83460 Kisten zu 160 Pfund. Es befinden sich in Calcutta mehrere große Schellackfabriken, doch gelang es mir nicht, in eine

derselben einzudringen, und ich mußte mich leider damit begnügen, in einer kleinen, einem Eingeborenen gehörenden Fabrik meinen Wissensdrang zu befriedigen. Das Rohmaterial des Schellacks ist die harzige Ablagerung der Lacklaus (*coccus laccae*). Es findet sich an den Zweigen verschiedener Bäume, hauptsächlich aber an dem Holze des Dal-Binsenstrauches, und wird meist aus Assam und Bhotan auf den Markt gebracht. Das noch am Holze sitzende Rohmaterial wird unter dem Namen „Stocklack“ gehandelt. In der von mir besuchten Fabrik wurde der Stocklack in einen großen, an der Innenwand gereifelten steinernen Mäbel gethan, mit Wasser begossen und von einem Kuli mit den Füßen durch gleichzeitiges, den Lack vom Holze trennendes Reiben an der Wandung gewaschen. Nachdem der losgelöste und zerkleinerte Lack zu Boden gesunken ist, werden Holz und Schmutzteile abgeschöpft und eine nochmalige Waschung vorgenommen. Der Lack enthält einen bordeauxroten Farbstoff, und in früheren Zeiten wurde er lediglich zur Gewinnung des letzteren verarbeitet, während man die zurückbleibenden Harzteile als wertlos fortwarf. Heute dagegen ist die Farbe durch Anilin und andere Erfindungen konkurrenzunfähig geworden, man schüttet sie als wertlos bei Seite und richtet sein Augenmerk nur auf die Gewinnung des Lacks. Ist dieser gehörig gesäubert, so wird er in lange, etwa drei Zoll im Durchmesser haltende, wurstartige Baumwollsäcke gefüllt, diese werden über einem Holzkohlenfeuer schwach erhitzt und der flüssig gewordene Schellack vermittelst Wringens der Wurst durch die Baumwolle gepreßt. Zur Erde getropfelt wird die zähe Masse mit den Händen auf einem erwärmten, zylinderförmigen, 1¹/₂ Fuß langen Stein geklopft und zusammengeschlagen. Der so entstandene viereckige, etwa 1¹/₄ Zoll dicke Kuchen wird abgenommen und endlich von einem

Manne, der zwei Zipfel mit den Füßen festhält und die beiden anderen mit den Händen ergreift, gleichzeitig hoch und breit gezogen. Die dadurch nunmehr außerordentlich dünne, gelbtransparente Lackmasse in Form und Größe eines Kalbfelles wird getrocknet, in kleine Stücke zerbrochen und in Kisten verpackt. Sie hat in Calcutta einen Wert von gegen 50 Mark per Zentner. Die im Baumwollschlanche verbliebene nicht flüssig, sondern nur weich gewordene, des Schellacks beraubte Masse ist von schwarzbrauner Farbe. Sie wird mit etwa 30 Mark der Zentner verkauft und in Indien zu billigen Armbändern und anderen Schmucksachen verarbeitet.

Während über Bombay die Ausfuhr von Häuten verschwindend klein ist, werden von Calcutta jährlich durchschnittlich 6 Millionen Rinder- und $\frac{1}{2}$ Million Büffelhäute ausgeführt, letztere meist nach Amerika, wo sie zu dünnem Sohlleder verarbeitet werden. Wenn man die armen, infolge roher Behandlung fast ausnahmslos mit Geschwüren und Wunden bedeckten Zugochsen sieht, so kann es Einen wahrlich nicht Wunder nehmen daß die hiesigen Häute von sehr geringer Güte sind und daß, während z. B. unter den amerikanischen Häuten sich nur etwa 5 v. H. Ausschuß findet, hier nur etwa 5 v. H. gute Häute die Regel sind. Die Preise schwanken zwischen 3—4 $\frac{1}{2}$ Mark für die Rinderhaut. Büffelhäute erzielen etwas höhere Preise. Die Methode der Indier, ihre Häute zu gerben, ist sehr primitiv. Die Haut wird mit gerbstoffhaltiger, stets feucht gehaltener Baumrinde gefüllt, zugenäht und an einen Baum gehängt, bis sie nach Ansicht des Gerbers reif ist.

Von Deutschland nach Calcutta eingeführt werden hauptsächlich Tuche, bunte Baumwollstoffe, Bier, Wein und Salz. Die Einfuhr deutscher Biere nimmt von Jahr zu Jahr größere Ausdehnung an, und namentlich muß diejenige von in Bremen gebrautem Pilsener Bier, welches jetzt fast

alle englischen Biere in Indien verdrängt hat, sehr bedeutend sein. Man fängt hier aber allmählich an, pilsenermüde zu werden und sich nach einem anderen Stoffe zu sehnen. Warum bringen unsere beliebten Brauereien „Pechorr“ und „Spaten“ ihre Biere nicht auf den hiesigen Markt? Ich bin überzeugt, sie würden in Indien ein Absatzgebiet ersten Ranges finden, wenn sie dem Geschmack der Tropenbewohner Rechnung tragen würden; denn das Bier darf nicht zu kräftig eingebrant sein, man wünscht in den Tropen, im Gegensatz zu nordischen Gegenden, viel Getränk und wenig Trunkenheit. Wo, wie hier, die Affen sich mit den Händen greifen lassen, sind nur wenige Leute geneigt, sich einen solchen zu kaufen. Bei dieser Gelegenheit möchte ich auch unsere deutschen Konservenfabriken auf den hiesigen Markt aufmerksam machen. Unsere Konserven werden von den Engländern vielfach höher geschätzt, als ihre eigenen, und wo immer ich mit deutschen Würsten, namentlich mit Frau Charlotte Erasmi's (Lübeck) unübertrefflicher Leberwurst oder ihrem köstlichen Krebsragout erschienen bin, ließen meine Gäste sämtliche englischen Konserven unberührt, und zu Dutzenden von Malen habe ich den Ausruf vernommen: „Ja! wenn man so etwas nur hier bekommen könnte!“ Also, meine hochverehrte Frau Charlotte, schicken Sie Wurst und wieder Wurst, aber vermeiden Sie in derselben alles, was nach Knoblauch riecht, und ich garantiere Ihnen eine derartige Abnahme, daß man Ihnen aus den geleerten Blechbüchsen nach wenigen Jahrzehnten ein Denkmal setzen könnte, gegen welches der Eiffelturm zu einer Wetterssäule verblaffen müßte.

Wie der italienische Reisende Mantegazza in seinem vor etwa acht Jahren erschienenen, äußerst fesselnd geschriebenen Buche über Indien dazu kommen konnte, Calcutta mit einem

Düngerhaufen zu vergleichen, ist mir unerfindlich, es sei denn, daß die Stadt sich in diesem kurzen Zeitraum völlig verändert habe. Einem Italiener aber darf man wohl empfehlen, vor seiner eigenen Thür zu fegen, bevor er seinen Besen vor die Thüren anderer Nationen setzt. Vede Napoli! „Sieh Neapel und stirb!“ ruft der auf seine Königsstadt stolze Italiener jedem der Anlangenden zu! Ich danke bestens. Sicherlich würden mehr Leute Neapel sehen und weniger Leute infolge dessen sterben, wenn die Stadt nur halbwegs so sauber gehalten würde wie Calcutta. In keiner Stadt der Welt habe ich z. B. die Straßensprengung in einer solchen Vollendung gesehen, wie hier, wo selbst den entlegensten Stadtvierteln diese Wohlthat zu teil wird. Daß ein orientalischer Bazar in Bezug auf Sauberkeit nicht mit den Berliner Markthallen wetteifern kann, ist selbstverständlich, aber es ist zu verwundern, daß die Straßenpolizei Calcuttas es fertig bringt, das zu leisten, was sie leistet, und die Bazare bis zu einem Grade reinlich zu halten, an dem sich Neapel und manche andere italienische Stadt ein Beispiel nehmen könnte.

Das Leben der Europäer ist wie in Bombay so auch hier nach heimatlichen Begriffen luxuriös. Jeder leidlich gestellte Sahib wohnt in einem geräumigen, möglichst luftigen, frei gelegenen Hause, hat eine Armee von Dienern zu seiner Verfügung, hält für seine Freunde offene und dazu meist eine vorzüglich gedeckte Tafel und besitzt seinen eigenen Wagen. Die frühen Morgenstunden werden in der Regel zu Spaziergängen oder Ritten in die prächtige, echt tropische Vegetation aufweisende nächste Umgebung der Stadt ausgenutzt. Um 10 Uhr beginnt die Arbeit in den Geschäften und Amtsbureaus, um in der Regel bis gegen 4 Uhr zu dauern. Man fährt nach Hause — kein Europäer geht in in Calcutta während der Tagesstunden auch nur 20 Schritt

weit -- und gegen Abend erscheint man fahrend oder reitend auf dem Maidan oder in den Hafenanlagen, um die erfrischende Seebriese zu genießen, mit Freunden Grüße auszutauschen, mit seinen Pferden zu paradieren, sich den Kopf zu zerbrechen, warum Frau X. heute ohne ihren Verehrer oder überhaupt nicht erschienen ist, oder den Klängen eines im Edengarten konzertierenden Musikkorps zu lauschen. Nach Hause zurückgekehrt, nimmt man sein Abendbad und ist später in Gesellschaft einiger Freunde zu Hause oder in einem der beiden vorzüglich gehaltenen großen englischen Klubs. Die Deutschen, von denen nur sehr wenige Mitglieder eines der letzteren sind, besitzen gemeinsam mit den Schweizern ein eigenes kleines Klubhaus mit Les- und Billardzimmer, aber ohne Speisewirtschaft.

Ein ständiges Theater hat Calcutta nicht, ab und zu spielt eine umherreisende Truppe, aber höchstwahrscheinlich weder sich noch anderen zur Freude. An Eingeborenen-Theatern ist hingegen kein Mangel, und wer als Reisender nach Calcutta kommt, sollte nicht versäumen, einem derselben seinen Besuch abzustatten. Ich sage absichtlich „einem“, denn er wird daran ebenso wie ich für alle Zeiten genug haben. Der von mir besuchte Musentempel nannte sich „Parsee Theatre“. Mir war durch Zufall ein in englischer Sprache abgefaßtes Programm dieses Theaters zu Gesicht gekommen, auf dem für den Abend eine Aufführung der Oper „Leila und Mujinoon“ angezeigt war. Dieselbe sollte nach einer weiteren Angabe des Programms in Bezug auf Sprache, Musik und Dekorationen sämtliche Opern der Welt übertreffen, und selbst der im Herzen verhärtetste Zuhörer sollte nicht im stande sein, dem Spiele Leilas und Mujinoons beizuwohnen, ohne Bäche von Thränen der Rührung zu vergießen. Ich konnte der Versuchung, mich an diesem allgemeinen

Thränenerguß zu beteiligen, nicht widerstehen, und nach Beendigung eines Essens im Hause eines meiner Landsleute, bei dem mit Weinen auch nicht geklagt war, fuhr ich „in die Oper“. Ein langer dunkler Gang führte mich von der Straße in einen Zuschauerraum etwa von der Größe desjenigen im Berliner American-Theater. Durch Erlegung von 3 Mark an der Kasse hatte ich mir einen „fauteuil d'orchestre“ gesichert und ließ mich mit der ganzen mir für derartige Gelegenheiten zur Verfügung stehenden Nonchalance in demselben nieder, um, trotzdem Leila und Mujinoon bereits in voller Thätigkeit waren, sich wie zwei auf den Schwanz getretene Katzen gegenseitig anwimmerten und sich alle Mühe gaben, mich schleunigst zu Thränen zu rühren, vorerst meine Umgebung näher in Augenschein zu nehmen. Die Zuschauer im Parkett waren ausschließlich Eingeborene männlichen Geschlechts, Bengali und Parsi. Die Logen des ersten und zugleich letzten Ranges standen größtenteils leer, nur die sich leise bewegenden, fest geschlossenen Vorhänge zweier derselben ließen auf die Anwesenheit mehrerer Damen aus einer Benana schließen. Das Rauchen war, das Rauchen nicht verboten, und so spie denn das gesamte Publikum blutroten Betelsaft um die Wette nach allen Richtungen, so daß der Boden des Zuschauerraums aussah, als hätte hier unmittelbar vor Kaffeneröffnung eine Bartholomäusnacht ihre Opfer gefordert. Das ebenfalls betelsauende Orchester bestand aus zwei Streich- und einem Trommelmusikanten, letzterer, der erkältet zu sein schien, mit einem dicken, wollenen Shawl um den Hals. Alle drei Musikanten kümmerten sich um Leila und Mujinoon ebensowenig, wie um das ihren Tönen mit keineswegs verhaltenem Atem lauschende Publikum. Ich habe es nie soweit gebracht, die Geschlechter von Hero und Leander mit Sicherheit angeben zu können, ich weiß nicht, ist Hero der

Mann und Leander das Weib, oder umgekehrt; genau so geht es mir mit Veila und Mujinwon, und ich kann daher nicht mit Gewißheit sagen, ob der sich wie ein schlecht erzogener Jüngling mosaischen Glaubens auf der Bühne gerierende Schauspieler Veila oder Mujinwon darstellte. Einerlei, es war ein widerwärtiger, mauschelnder Patron mit einem richtigen Berliner Ohrfeigengesichte, krummen Beinen und Plattfüßen; aber er war immer noch eine elegante Erscheinung im Vergleich mit seiner Partnerin, der Primadonna, die ich, verschossen und schmutzig an Körper und Kleidung, wie sie da stand, am liebsten ohne weiteres zu Spindler geschickt haben würde. Sie hatte nur einen Ton in der Kehle, und der war obendrein falsch, und wenn ich irgend etwas an der ganzen Vorstellung bewunderte, so war es die Geduld, mit der das Publikum dieselbe über sich ergehen ließ. Als schließlich auch noch die Musikkapelle eines nur durch eine dünne Wand von dem Theater getrennten skating rink ihre Weisen mit denen unseres Orchesters vermischte, fühlte ich mich der Situation nicht mehr gewachsen und verließ den Musentempel.

Interessant, aber gleichfalls nichts weniger als genussreich ist ein Besuch des einige Kilometer südlich vom Europäerviertel an einem der Hooghlyarme gelegenen Kali-tempels. Calcutta ist die tempelarmste Stadt, die ich in Indien kennen gelernt habe, und außer dem erwähnten, der Kali oder Durga, wie diese blutdürstige, besonders von Mördern, Dieben, Betrügnern und sonstigem Gefindel verehrte Göttin auch genannt wird, geweihten Tempel wüßte ich keinen, dessen es sich lohnte, auch nur Erwähnung zu thun. Die frühen Morgenstunden eignen sich zu einem Besuche dieses „Tempel“ genannten Schlachthofes am besten; erstens wegen der kühleren Temperatur und zum zweiten, weil um diese Zeit das Opferschlachten stattfindet. Als ich in dem

merkwürdig sauber gehaltenen Hofe des architektonisch gänzlich uninteressanten Gebäudes anlangte, drängten sich bereits hier wie auch auf den zum Allerheiligsten führenden Treppen lärmende und tobende Menschenmassen. Die Verkäufer von aus orangefarbenen, auf einen Faden gezogenen Blumen gebildeten Guirlanden schoben sich schreiend durch die Menge, jedem ihnen in den Weg Kommenden ihre Waren über den Kopf werfend und dann in unverschämtester Weise Bezahlung verlangend, die natürlich von den meisten, ohne ihren Willen gleich Pfingstrosen geschmückten Opfern verweigert wurde, was dann wieder endlose Auseinandersetzungen zur Folge hatte. Endlich wurden die Tempelthüren geöffnet und alles stürzte vorwärts, um einen Blick auf das widerliche Bildnis der verehrten Göttin zu werfen. Inzwischen waren etwa 20 Ziegen von Opfer Spendern herbeigebracht worden, aber, wahrscheinlich von der Annahme ausgehend, daß die Göttin die Opfer zählen und nicht wägen wird, lediglich Zicklein allerkleinsten Kalibers. Da nun, wie mir ein Priester auseinandersetzte, nur das Fleisch des ersten an jedem Tage getöteten Opfers der Göttin, d. h. den Priestern, verbleibt, während alle übrigen Körper, mit Ausnahme der Köpfe, den Opfernden zurückgegeben werden, entschloß man sich, zu warten, ob nicht eine größere Ziege herbeigebracht würde, deren Fleisch sich auch des Behaltens lohne. Aber das Geschäft ging scheinbar schlecht an jenem Morgen, und nachdem man über eine Stunde vergeblich gewartet hatte, begann das Blutbad. Bevor der herbeigeholte Tempelschlächter (dieser Mann gehört nicht zur Priesterschaft) seine Arbeit begann, hatten die Opfernden für jede Ziege 50 Pf. Schlachtgeld zu entrichten. Als diese für den Priester jedenfalls wichtigste Angelegenheit erledigt war, ergriff der Schlächtergehilfe ein Zicklein nach dem anderen gleichzeitig an Hinter- und Vorderfüßen, legte

dessen Kopf in eine im Boden befestigte aufrechtstehende Holzgabel, und während er dann dem Opfer den Hals so lang als möglich zu ziehen sich bemühte, trennte der Schlächter mit Hilfe eines Schwertes den Kopf vom Rumpfe. Die Sache geht sehr viel schneller, als ich sie erzählen kann, und nach kaum fünf Minuten lagen über dreißig theils noch zappelnde und sich in ihrem Blute wälzende enthauptete Hicklein am Boden. Als ich mich erkundigte, ob noch Büffelopfer in Aussicht ständen, wurde mir bedeutet, für heute sei das Geschäft erledigt, wenn ich aber ein Büffelopfer zu sehen wünsche, so könne dasselbe gegen Erlegung von 24 Mark meinerseits ohne Verzug stattfinden. Ich hatte jedoch zur Zeit keinerlei Veranlassung, mich mit Frau Mali auf einen besonders guten Fuß zu stellen, und wies das freundliche Auerbieten daher dankend zurück. Gefolgt von einer ganzen Schar faulen, nach Backschich schreienden Priestergesindels, erreichte ich meinen in der Nähe des Tempels haltenden Wagen, ergriff Bügel und Peitsche, letztere nicht für das Pferd, sondern für die allzu aufdringlichen Priester, und der Stätte widerlichsten Götzekultus für immer den Rücken kehrend, rollte ich dahin auf guten Wegen, anfangs durch Bazare, dann durch einen Teil des europäischen Viertels, um eine halbe Stunde später in den hübschen Anlagen des Zoologischen Gartens unter Tieren zu vergessen, was ich im Laufe des Morgens an Bestialität unter Menschen erlebt.

Der Garten enthält eine gute Sammlung indischer Fauna und ist tadellos gehalten. Da die Direktion es in ansehnlicher Weise verstanden hat, die Eitelkeit der Rajas und reichen Juden auszunutzen und sich für den Garten von diesen Herren prächtige, natürlich mit großen Namenstafeln der Geber gezierte oder verunzierte Gebäude, hier ein Raubtier- oder Affenhaus, dort ein Terrarium oder eine Volière hat stiften lassen, so macht das ganze Institut trotz der sehr ge-

ringen ihm zur Verfügung stehenden Mittel doch einen gewissermaßen vornehmen Eindruck. Das Sehenswerteste des Gartens ist unstreitig die Abteilung für Raubtiere, und die hier hinter Schloß und Kiegel untergebrachten fünf bengalischen Königstiger sind neben denjenigen des Maharadjas von Jeypur die schönsten, die man überhaupt sehen kann. Auch prächtige Exemplare von Löwen, Pantheren, Leoparden und Bären findet man hier. Unter den Tigern erregen besonders zwei als Menschenfresser (*men eaters*) im Lande weit und breit gefürchtet gewesene Exemplare Interesse. Sie haben, bevor es gelang, ihrer habhaft zu werden, viele Menschenleben vernichtet und ganze Dörfer entvölkert; denn, wer nicht gefressen wurde, verließ Haus und Hof und zog in eine andere Gegend, wo er weniger Aussicht zu haben glaubte, seinem Verfolger zu begegnen. Diese *men eaters* sind, zum Glück für die indische Bevölkerung, seltene Ausnahmen. Der Tiger ist von Natur feige und geht dem Menschen, wenn irgend möglich, aus dem Wege. Ist er aber durch Zufall einmal in die Lage gekommen, den Kampf mit dem Menschen aufnehmen zu müssen, und hat dabei die Erfahrung gemacht, wie sehr er an Kraft dem letzteren überlegen ist, wie leicht er den bis dahin gefürchteten Feind überwältigen kann und wie zart und schmackhaft obendrein dessen Fleisch ist, so nimmt er von diesem Tage an den Menschen in seine Speisefarte auf und tötet ihn, wo er es ohne Gefahr thun kann. Auch als *men eater* aber verleugnet er seine angeborene Feigheit nicht und hält es für ratsamer, sich auf den Raub von Weibern und Kindern zu beschränken, als sich an kräftige Männer heranzuwagen. Daß der Tiger, sobald er einmal zum *men eater* geworden ist, sich ausschließlich auf die Menschenjagd verlegt, größer wird und außerdem eine andere Haarfarbe annimmt, alles dies sind Behauptungen, denen von den ersten Sportantori

täten Indiens widersprochen wird. Als Kuriosum erwähne ich, daß der Zoologische Garten aus dem Verkauf der in der indischen Pharmazie hochgeschätzten flüssigen Exkremente seiner Rhinocerosse jährlich eine Einnahme von gegen 800 Mk. erzielt.

Auch eine die Wettklust der Eingeborenen vortrefflich charakterisierende Begebenheit, die sich vor einigen Jahren im Garten zutrug, möchte ich hier kurz erwähnen. Löwen- und Tigerwärter stritten sich eines schönen Tages, wie das schon oft vorgekommen war, über die Macht und Stärke ihrer Schutzbefohlenen. Jeder ergriff selbstverständlich für seine eigenen Pfleglinge Partei, und die Gemüther der Streitenden erhitzen sich so, daß es zu einer Schlägerei unter ihnen kam. „Ich wette 10 Rupien gegen 5, daß mein Löwe stärker ist als dein Tiger“, meinte, nachdem die Mensur erfolglos verlaufen war, der Wärter des Königs der Wüste. Der Tigerwärter nahm die Wette an, und in mitternächtlicher Stunde — wahrscheinlich war es eine Mondscheinnacht — wurde die den Löwen vom Tigerkäfig trennende eiserne Fallthür hochgezogen und die Könige der afrikanischen und asiatischen Tierwelt lagen sich in der nächsten Sekunde in den Haaren. Nur wenige Minuten dauerte der Kampf, dann war der Tiger eine Leiche und *felis africanus* marschierte stolz zwar, aber infolge der empfangenen Wunden etwas schwankend, in seinen Käfig zurück, um hier in Ermangelung von Vorbeeren auf Sägespänen auszuruhen und nach wenigen Tagen seinen Geist aufzugeben. Der Löwenwärter erhielt vom Tigerwärter seine gewonnene Wette in Höhe von 5 Rupien — 7,50 Mk. ansgezahlt, beide wurden von der Direktion des Gartens entlassen und die Leichen der Duellanten dem Zoologischen Museum übergeben, wo man sie heute, ausgestopfterweise, in Gestalt zweier strohgefüllter, aneinandergelichter Häute in stark mottenzerfressenem Zustande bewundern kann. Die

zoologische Abteilung des soeben erwähnten Museums ist die partie honteuse dieses im übrigen recht sehenswerten Instituts, dessen Abteilungen für Völkertunde und Kunstgewerbe niemand ohne Befriedigung verlassen dürfte. Namentlich von den Andaman- und Nikobarinseln finden sich hier Sammlungen, die jeden Direktor eines europäischen Museums mit Neid erfüllen könnten.

Wenige Tage nach meinem Eintreffen in Calcutta erhielt ich eine Einladung des Radja Sourindro Mohun Tagore, in seinem Palaste einer mir zu Ehren veranstalteten Musikaufführung beizuwohnen. Irgend eine Zeitung hatte die Nachricht verbreitet, ich sei nach Indien gekommen, um die Musik des Landes zu studieren, und der erste Förderer indischer Tonkunst, Sourindro Mohun Tagore, hatte es sich nicht nehmen lassen wollen, mir, als Musiker von Fach, die Honneurs der Hauptstadt Bengalens zu machen. Getreu meinem Grundsatz, die Feste zu feiern, wie sie fallen, erschien ich zur festgesetzten Stunde im Palaste des Fürsten. An der Treppe empfing mich ein kleines, unbedeutend aussehendes, freundlich grinsendes Mäunchen in bengalischer Tracht und geleitete mich in einen europäisch ausgestatteten Raum des ersten Stockwerks. Da ich den Mann für einen Bediensteten des Radja hielt, setzte ich mich nieder und fragte: „Wo ist der Fürst?“ Ludwig XIV., als er sein historisches: „L'état c'est moi!“ aussprach, hätte unmöglich ein selbstzufriedeneres Gesicht machen können, wie mein kleiner Bengale, als er meine Frage mit den Worten: „Der Fürst bin ich“, beantwortete. „Sehr angenehm, Ihre werthe Bekanntschaft zu machen“, erwiderte ich, „doch wo sind die Musikanten?“ Auf einen Wink des Fürsten erschienen drei ölige, gemästete Babus, und nachdem sie unter den in allen Winkeln herumliegenden und stehenden Instrumenten gewählt hatten, begann das Konzert. Um offen

zu sein, muß ich gestehen, daß mich die sonderbaren Instrumente weit mehr interessierten, als die Leistungen der Musikanten, aber ich fühlte mich verpflichtet, da ich als Musikreisender geladen war, ein möglichst verständnisvolles Gesicht zu machen. Ich spielte meine Rolle vorzüglich, bis nach Beendigung des Konzertes mein Wirt mit mir zu disputieren begann, mir auseinandersetzte, daß die europäische Musik mit ihren halben Tönen keinen Vergleich aushalten könne mit der indischen, die über viertel und selbst achtel Töne gebiete u. s. w., und ich es für angezeigt hielt, ihm die Eröffnung zu machen, daß ich ebenso wenig Musiker sei, wie er etwa Seiltänzer, und daß ich, da ich mich in meiner Jugend hauptsächlich damit beschäftigt habe, in der Musikstunde meine Klavierlehrer zu ärgern, es nicht viel weiter, als zu der Kunst des Pedaltretens und zur Ableierung der ersten acht Takte der „Schönen blauen Donau“ gebracht habe. Der Radja war sichtlich enttäuscht, aber er ließ mich diese Enttäuschung nicht merken und that alles Mögliche, mich zu unterhalten. Als Nichtmusiker fesselte mich vor allem die Vorführung eines aus zwei silbernen, an beiden Seiten des Kehlkopfes angefügten Schallröhren bestehenden Instrumentes. Der betreffende Musiker summt mit geschlossenem Munde irgend eine Melodie, und wie aus einem Makrophon schallt dieselbe voll und kräftig aus den Röhren hervor. Versuche meinerseits, mit Hilfe meines Kehlkopfes und dieser Schallröhren auch nur einen Ton hervorzubringen, erwiesen sich als erfolglos. Jedenfalls würde ein Mann, der mit solchem Musikinstrumente in Europa aufträte, große Sensation hervorrufen und sein Glück machen können. Beim Abschiede überreichte mir der Fürst mehrere Bände selbstverfaßter musikalischer Werke, sowie ein wagenradgroßes Rosenbouquet und versprach mir eine Sammlung bengalischer Musikinstrumente, welches Ver-

sprechen er auch in wahrhaft königlicher Weise eingelöst hat.

Calcutta besitzt nur eine Sehenswürdigkeit allerersten Ranges, und dies ist sein Botanischer Garten. Was Menschengestalt und Menschenhand hier im Verein mit der Natur der Tropen in einem Jahrhundert geschaffen haben — der Garten wurde im Jahre 1786 von der ostindischen Compagnie gegründet — gehört zu dem Großartigsten, was man in Bezug auf gärtnerische Anlagen überhaupt auf Erden sehen kann. Der frisch aus Europa hierherkommende Europäer muß durch die ihm gebotene Fülle von Palmen, Schlingpflanzen, Orchideen und anderer sich in den Tropen zu ungeahnter Üppigkeit entfaltenden Pflanzen geradezu überwältigt werden. Die über 100 Hektar umfassenden Anlagen liegen am rechtsseitigen Ufer des Hooghly, etwa 6 Kilometer unterhalb Calcuttas. Leider sind die Verbindungen mit dem Garten recht schlechte und er wird daher von den Stadtbewohnern sehr wenig und von Fremden meist nur ein einziges Mal besucht, während man hier täglich einige Stunden dem Kultus der das Füllhorn ihrer Gaben in unvergleichlicher Fülle ausschüttenden Flora weihen sollte.

Nur in Indien, dem Lande billiger Arbeitslöhne, ist es möglich, eine derartig ausgedehnte Anlage so sauber zu halten, wie es hier geschieht. Mit besonderer Freude erinnere ich mich eines Ausfluges, den ich eines herrlichen Morgens in Gesellschaft der Baronin Heyking und zweier deutscher Vergnügungs-Reisenden, des Dr. Schnitzler und Lieutenant v. Herder, dorthin unternahm. Nach etwa einer Stunde Umherwandeln zwischen und unter den seltensten Vertretern der Pflanzenwelt aller Welttheile gelangten wir zu dem berühmten, ein Gebiet von etwa 800 Fuß im Umfange bedeckenden Bananenbaum, um unter dem Schatten desselben ein von unserer Liebense-

würdigen Führerin arrangiertes Frühstück einzunehmen. Der Baum ist jetzt etwa 100 Jahre alt, und da er an seiner Peripherie beständig neue Luftwurzeln in die Erde senkt, so ist nicht abzusehen, wo seiner weiteren Ausbreitung überhaupt ein Ziel gesetzt ist. Sein Hauptstamm soll gegen 50 Fuß im Umfange messen, und die Zahl seiner Luftwurzeln dürfte gegen 200 betragen; gezählt habe ich sie, da unsere aufregende Wirtin und ihr vortreffliches Frühstück meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen, nicht und überlasse dieses Vergnügen daher den Glücklichen, die nach mir unter diesem Baumriesen genießend und bewundernd weilen werden. Übrigens wandelt auch hier nicht jeder ungestraft unter Palmen; so wurde vor einigen Jahren ein in Calcutta lebender deutscher Kaufmann von einem aus der Menagerie des nunmehr verstorbenen, von den Engländern aus Lucknow verbannten Nawab von Andh, dessen Palastbauten sich den Anlagen gegenüber am anderen Ufer des Flusses befinden, entsprungenen Tiger angefallen und so schwer verletzt, daß er später seinen Wunden erlag. Ein Grabmal desselben soll sich irgendwo im Garten befinden.

Am Nachmittag des 25. Januar hielt der zukünftige Herrscher aller Keußen unter dem üblichen Kanonendonner seinen Einzug in die Hauptstadt des alten indischen Kaiserreiches. Am Abend desselben Tages fand Sr. Kaiserlichen Hoheit zu Ehren Galadiner mit nachfolgendem Empfang und Ball im Government House beim Bizekönig statt. Begreiflicherweise bildete für die meisten Gäste der Zarewitsch den Mittelpunkt des Interesses, und alle Welt drängte sich, so viel Strahlen wie möglich von der Sonne kaiserlicher Guld zu erhaschen. Mir als Fremden, dem zum erstenmal Gelegenheit geboten wurde, einem solchen indischen Zauberfeste beizuwohnen, erschienen naturgemäß die unge-

zählten, in vollem Schmuck erschienenen Maharadjas, Radjas, Nawabs und sonstigen eingeborenen Prinzen, die gleich Planeten um die Sonne des Festes kreisten, diese selbst aber mit dem märchenhaften Glanze ihrer Edelsteine überstrahlend, ungleich interessanter, als die Sonne selbst. Kaum irgendwo in der Welt dürfte man Gelegenheit haben, so viel kostbare Edelsteine, so viel verschiedenartige, originelle und prunkvolle Gewänder bei einander zu sehen, wie hier bei einer solchen Haupt- und Staatsaktion.

Das Government House, in dem der Bizekönig während der kalten Jahreszeit Hof zu halten pflegt, ist ein großes geschmackloses, kasernenähnliches Gebäude mit drei Stockwerken und ebenso vielen übereinander liegenden geräumigen Sälen. Der untere Saal diente für den Zarewitsch-Abend als Garderobe, der mittlere als Erfrischungsraum, und im oberen wurde Terpsichoren und Sr. Kaiserlichen Hoheit gehuldigt. Wer, wie ich, erwartet hatte, hier unter den in Scharen zusammenströmenden Gästen viele von der



Baronin Elisabeth von Henking.

Natur oder wenigstens von ihren Schneiderinnen mit hervorragenden Reizen ausgestattete Vertreterinnen der europäischen Kolonie zu finden, der sah sich leider arg enttäuscht. Mir ist thatsächlich noch keine Hoffestlichkeit vorgekommen mit so wenig hübschen Erscheinungen, vor allem aber mit so vielen schlecht gearbeiteten, ausgewaschenen, aufgebügelten, abgenutzten

Toiletten. Die vornehm angezogenen Damen konnte man mit der Laterne suchen und unter den wenigen, die man dann entdeckte, befanden sich zu meiner aufrichtigen Freude verschiedene meiner Landsmänninnen. War die Bizekönigin naturgemäß die Königin des Festes, so war unstreitig die gefeierte Gattin unseres Generalkonsuls hier die Bizekönigin, zum Ärger vieler Engländerinnen, aber zum Stolze der gesaunten deutschen Kolonie.

Der Zarewitsch, dessen Besuch man in Calcutta nicht gerade mit ungemischter Freude entgegengesehen hatte, hat sich hier durch sein ungezwungenes Auftreten und sein natürliches, frisches Wesen im Sturm alle Herzen erobert. Nicht belustigend war die Überraschung der verschiedenen anwesenden eingeborenen Fürsten, in dem Zarewitsch einen vollkommen zivilisierten Menschen zu finden. Die Engländer, die ein Interesse daran haben, die Bevölkerung des Landes stets in Furcht vor einem möglichen russischen Einfall zu erhalten, haben bei derselben scheinbar derartige Vorstellungen von ihren Nachbarn erweckt, als seien die Russen zum mindesten Eisen-, Feuer- und Menschenfresser. Und nun sah man in dem Sohne des Zaren einen freundlichen Jüngling, der sich nur durch seinen pelzbefesteten Dolman von anderen Europäern unterschied, der englisch sprach, wie jeder andere Sahib auch, und nicht einem einzigen WASTE das Unerbieten machte, sich zu ewigem Robelfang nach Sibirien zu begeben. Trotz aller persönlichen Zuneigung, die sich in Calcutta der Zarewitsch erworben hat, wird jedoch der Gedanke einer Russifizierung des Landes nicht beliebter geworden sein. So oft der Erbe des russischen Kaiserthrones hier als Gast aufzutreten bereit ist, wird man ihn herzlich willkommen heißen, auf ein dauerndes Engagement dürfte man indessen nicht geneigt sein sich einzulassen.

Dem Ballé beim Bizekönig folgte am nächsten Abend ein solcher beim Gouverneur von Bengalen mit denselben Menschen, demselben Prunk und derselben Schäßigkeit der Daumentoiletten. Ein Gartenfest in den Anlagen des Governmentshouse bildete endlich am Nachmittag des dritten Tages den Schluß der Festlichkeiten, da der erlauchte Gast vom Festplatz direkt zum Bahnhof fuhr, um sich nach Bombay zu seinem erkrankten Bruder zu begeben.

Wenige Tage später dampfte ich wieder nach Durbunga zurück und erreichte von dort am 9. Februar das mitten im Dschungel gelegene uninteressante Landstädtchen Burneah.

Von hier aus trat ich mit zwei Elefanten, die mir der Maharadja von Durbunga in liebenswürdigster Weise zur Verfügung gestellt hatte, meinen Marsch nach Kutsch Behar an. Der eine Elefant trug etwa fünf Zentner meines Gepäcks und zwei meiner Diener, der andere mich und drei Zentner. Bei einer Gangart von $\frac{1}{4}$ Meilen in der Stunde wurden täglich 5—8 deutsche Meilen zurückgelegt. Mein Pony wurde vom Saïs hinterher geführt und ab und zu von mir zu Abstechern in mir besonders sehenswert erscheinende Dorfschaften benutzt. Die Landschaft war flach und ziemlich eintönig, hier und da führte die Straße durch Wald mit mir größtenteils unbekanntem Laubbäumen, von deren dunklem Grün sich die großen, blutroten Blüten des Baumwollbanmes wunderbar wirkungsvoll abhoben. In der Nähe der Dörfer fesselten anmutige, aufsteigenden Kaketenbündeln gleichende, lichtgrüne Bambusgruppen und Arekapalmen das Auge. Häuser, Brücken, Führen, alles war gefällig und fest aus Bambus gefügt. Natürlich waren weder Brücken noch Führen auf das Gewicht von Elefanten zugeschnitten, erstere mußten umgangen, die Flüsse durchwatet oder durchschwommen werden, wobei ich wiederum Gelegenheit hatte, den Elefanten als un-

vergleichlich sicheres Lastthier und vorzüglichem Schwimmer bewundern zu können. Mangobäume, Pipulbäume und *ficus religiosa* fanden sich sowohl zu beiden Seiten des Weges als angepflanzte Schattenspender, wie in Gruppen hier und da in den Feldern. Auf den Drähten des längs des Weges sich hinziehenden Telegraphen, dessen einzelne Stangen der häufigen Gewitter wegen mit Blitzableitern versehen sind, saßen Papageitauben, große schwarze Schwalben mit gekreuzten Schwanzfedern, Königsfischer und andere, in allen Farben des Regenbogens schillernde Vögel. Von den sandigen Ufern der Wasserläufe wälzten sich riesige Alligatoren, aufgeschreckt aus ihrer Mittagsruhe, bei unserer Annäherung in die Fluten.

Die neun Marschtage, die ich bis zur Residenz Kutsch Behar zurückzulegen hatte, würden mir sicher in angenehmer Erinnerung geblieben sein, hätte nicht ein heftiges Fieber, welches ich mir in Calcutta zugezogen hatte und das mich jetzt mit dem Elefanten um die Wette schüttelte, jeden Genuss für mich illusorisch gemacht. Zum erstenmal, seit ich Rawalpindi verlassen, erschien mir die Art meines Reisens beschwerlich, ich zählte die Meilensteine, zählte die Stunden und Minuten und begrüßte stets mit Freuden unser tägliches Reiseziel, irgendein für wandernde Regierungsbeamte erbautes Kastrhäuschen, um mich dort sofort zu Bette zu legen und letzteres erst beim Ausbruch des nächsten Morgens zu verlassen.

Der Maharadja des unabhängigen, im Norden Bengalens hart an der Grenze Assams gelegenen Staates Kutsch Behar ist unstreitig eine der interessantesten Persönlichkeiten, denen man in den Salons der europäischen Gesellschaft Calcuttas oder Simlas begegnet. Seine Vorfahren stammen aus den Bergen Bhotans, und sein Stammbaum beginnt mit sehr unwahrscheinlichen Gottheiten, die allmählich Menschengestalt annahmen und sich durch diese Verwandlung für alle Zeiten

sämtliche in Indien weilenden oder dorthin kommenden Sportzmen zu höchstem Danke verpflichtet, da man ihnen so den heutigen Maharadja von Kutsch Behar verdankt. Der Vater dieses Lieblings der englischen Gesellschaft war noch, wie man es hier nennt, „quite a wild man“, d. h. er hatte keine bessere Hälfte, sondern etwa 19 bessere Zwanzigstel, lebte, wie alle Hindus, streng nach den Vorschriften seiner Kaste, speiste weder mit Europäern, ritt weder Rennen, noch spielte er lawn tennis, foot ball, cricket oder polo, kurz er unterließ alles, was einen Menschen in den Augen der Engländer zum civilized man stempelt. Als er starb, war sein Sohn noch ein Kind, und die britische Regierung nahm die Verwaltung des Landes wie die Erziehung des Thronerben in die Hand, englische Lehrer unterrichteten den Knaben, kleideten ihn in europäische Gewänder und unterwiesen ihn in allem denkbaren Sport, bauten ihm einen Palast im Stile ihrer meerumschlungenen Heimat und Pferdeställe, in denen selbst das edelste Vollblut nicht nötig hat, nach dem Beschwerdebuch zu wiehern. Den herangereiften Jüngling führte man nach London und Windsor. Er wurde von der Königin und daher auch von der gesamten Gesellschaft gehätschelt und gefeiert, mit einem Worte, er wurde ein Löwe der Londoner Salons. Selbstverständlich fehlte er später nicht beim Regierungsjubiläum der Königin, und unter der Last seiner unschätzbaren Brillanten erstrahlte er als ein Stern erster Größe; denn er erschien hier nicht wie sonst in europäischer Kleidung, sondern in dem märchenhaften Gewande eines indischen Fürsten. Man verlieh ihm den Rang eines Oberstleutnants der englischen Armee, und seine Gemahlin, die Maharani, wurde der erklärte Liebling der Königin, was man vollkommen begreift, wenn man, wie ich, das Glück gehabt hat, diese ungewöhnlich sympathische Dame näher kennen

zu lernen. Sie ist eine Tochter des Radja Nam Mohun Roy, des Begründers einer heistlichen Kirche, der Brahma Somaj, die dem Christentum nahekommt und alle Kastenvorurteile abgestreift hat. Bevor sich der Maharadja verhehelichte, trat er zu der Kirche seines Schwiegervaters über. Von seinen Standesgenossen wird er daher als Abtrünniger und outcast angesehen, und kein Hindu, selbst kein niedrigster Diener, wird sich heute herbeilassen, das Mahl mit seinem Herrn zu teilen. Um so eifriger scharen sich Europäer aller Zungen, Prinzen, Herzöge und gewöhnliche Sterbliche um die gastliche Tafel seines Palastes. Er mag jetzt etwa 30 Jahre zählen, ist glücklicher Vater von fünf reizenden Kindern, vorzüglicher Reiter, cricketer, tennis-player und der beste polo-Spieler Indiens.

Seine erste Bekanntschaft verdanke ich dem Vizekönig, der mich ihm in Simla bei einem Waldfrühstück vorstellte. Ich sah ihn dann wieder auf dem Feste zu Ehren des Zarewitsch. Er trug hier wiederum sein Königsgewand, crémefarbigen Mantel und Turban, dazu Brillanten, deren Wert auf Millionen geschätzt wird. Bei dieser Gelegenheit forderte er mich auf, ihn auf meinem Marsche durch Kutsch Behar in seinem Jagdlager zu besuchen, eine Einladung, um die ich von nicht wenigen beneidet wurde, denn in ganz Indien gibt es kein besseres Jagdgebiet für Tiger, Rhinocerosse, Büffel u. s. w., keine besser geleiteten Treiben als in Kutsch Behar, kein luxuriöseres Jagdlager als dasjenige des Maharadja.

Am Abend des 22. Februar hielt ich endlich vor dem Palast in Kutsch Behar. Der Maharadja war im Jagdlager, acht Meilen von seiner Residenz entfernt, hatte aber Befehl erteilt, alles zu meinem Empfang bereit zu halten. Ein englischer Haushofmeister geleitete mich in die für mich hergerichteten Gemächer, und Küche wie Keller thaten ihr Bestes,

mich in gute Stimmung zu bringen. Mein Fieber aber machte ihnen einen Strich durch die Rechnung, ich blieb mit leerem Magen vor vollen Schüsseln und gefüllten Gläsern sitzen, verschmähte die vorzüglichen Zigarren und suchte erschöpft mein Lager auf. Am folgenden Tage ging es etwas besser, und ich wäre weitermarschiert, hätte nicht andauernder strömender Regen mich an diesem Vorhaben verhindert. Der Palast ist ein riesenhaftes, in der Mitte von einer hohen Kuppel gekröntes Backsteingebäude, gleicht aber mehr einem Bahnhofs mit Logierzimmern als einer fürstlichen Residenz. Der einzig wirklich einladende Raum ist die Bibliothek, die der Geschmacksrichtung ihres Besitzers entsprechend meist Werte sportlichen Inhalts aufweist. Doch fehlt es auch nicht an allen möglichen Geschichtswerken, und selbst der Bibel ist ein Plätzchen zu beschaulichem Stilleben eingeräumt. Von meinen Zimmern zu der Bibliothek und von dieser wiederum zum Speisesaal hatte ich jedesmal Entfernungen zurückzulegen, wie etwa in Berlin von den Linden zur Behrenstraße. Als eigentümlicher Schmuck für ein Speisezimmer fielen mir auf dem Kaminsims liegende menschliche Hirnschalen auf, die durch Überspannung mit Kalbfell zu Trommeln hergerichtet waren, wie solche von den Bhutias aus Schädeln ihrer erschlagenen Feinde verfertigt werden, in der edeln Absicht, den Seelen der letzteren dadurch die Ruhe im Jenseits zu rauben. Unter Führung des „dewan“ (eingeborenen Ministers) des Staates stattete ich im Laufe des Nachmittags den Markthallen, der Schule, dem Krankenhause und dem beinahe behaglich eingerichteten Gefängnisse, in dessen innerem Hof sich sogar ein großer künstlicher Teich befindet, Besuche ab.

Am folgenden Tage stellte sich der englische Stallmeister des Maharadja mit hochelegantem Einspanner ein, der mit einem australischen Harttraber bespannt war. Alle halbe Meilen

war für Umspann gesorgt, ein Pferd übertraf an Schnelligkeit und Schönheit immer das andere, und obwohl wir zwei Flüsse vermitteltst Führen zu kreuzen hatten, ein immerhin zeitraubendes Geschäft, trafen wir bereits nach 2¹/₂ Stunden in dem 8 deutsche Meilen entfernten Lager ein.

Nirgends in der Welt versteht man es, sich das Lagerleben so angenehm zu gestalten, wie in Indien. Der Engländer ist mehr als jeder andere Kulturmensch ein Freund des Komforts, und selbst der geringste Beamte reist, wie ich schon an anderer Stelle bemerkt habe, mit einem Troß, der geradezu fürstlich ist; sieht man dann erst die Zeltpaläste eines der Maharadjas, so glaubt man ein Märchen aus Tausend und eine Nacht zu erleben.

Das Lager, in dem ich jetzt meinem Gefährt entstieg, war reizend am linken Ufer des kristallklaren Sankos gelegen, der in den Bergen Bhotans entspringend, seine Fluten später mit den Wassern des gewaltigen Brahmaputra vermischt.

Alle Gäste befanden sich mit dem Maharadja auf der Jagd, nur die Maharani war im Lager geblieben und empfing mich mit der ihr eigenen bezaubernden Liebenswürdigkeit in einem gleich dem Salon eines vornehmen Hauses eingerichteten Zelte. Da fehlten weder Vorhänge noch Teppiche, weder gepolsterte Lehnstühle noch Sofas, weder Schankelstühle noch Tische mit Zeitungen, Büchern, Schreibzeug &c. Ein großer runder Theetisch, mit allen denkbaren Süßigkeiten bedeckt, in dessen Mitte Wasser in silbernem Kessel brodelte, berührte mich besonders wohlthuend, und ich nahm den mir gebotenen heißen Labetrunk mit noch heißerem Dank entgegen. Die Maharani, der das apathische Wesen orientalischer Frauen gänzlich fremd ist und die ein lebhaftes Interesse für alles in der Welt bekundet, ist mit ihrer ungekünstelten Heiterkeit und kindlichen Natürlichkeit eine der sympathischsten

Frauen beider Hemisphären. Dazu ist sie eine recht hübsche Erscheinung und versteht es mit seltenem Geschmac, in ihrer Kleidung das Abendländische mit dem Morgenländischen zu verbinden.

Von dem Salon tritt man hinaus auf eine breite Rasenfläche, zu deren beiden Seiten sich Zelt an Zelt reiht; vor jedem derselben nennt ein an einem Pfahl befestigtes Schild den Namen des Bewohners. Zweiundzwanzig Gäste waren in ebensovieleu prächtigen, großen Zelten untergebracht. Die mir angewiesene Wohnung bestand aus Wohn-, Schlaf- und Badezimmer. Der Boden war in allen Abteilungen mit Teppichen belegt, und es fehlte ebensowenig ein einladendes Bett wie ein mit allem Zubehör versehener Schreibtisch. Ein Toilettentisch mit Spiegel, Kleiderständer und Schankelstuhl vervollständigten die Einrichtung des Schlafzimmers. Nachdem ich ein erfrischendes Bad genommen und mich umgekleidet hatte, trat ich eine Wanderung durch die abseits gelegene Zeltstadt der Beamten und Dienerschaft an. Zuerst machte ich dem Häutepräparator, der alle Jagdtrophäen kunstgerecht zu behandeln hat, meine Aufwartung. Verschiedene Tigerfelle, darunter einige von seltener Größe und Schönheit, Büffelhäute und das Fell eines Panthers waren auf dem Boden zum Trocknen ausgespannt. Büffelhufe und Hörner, Tigerschädel und Hirschgeweihe wurden gereinigt oder desinfiziert. Nicht weit davon lagen das Lagerpostbureau sowie das Zelt eines Photographen, in dem ich später einen frohgelauten Schlesier namens Schirmer, den Leiter der weltberühmten Photographen-Firma Bourne & Shepherd in Calcutta, aus deren Atelier auch mehrere der als Illustrationen verwendeten Bilder hervorgegangen sind, kennen lernte. Vorbei an den aus Bambus und Schilfgras hergestellten Pferdeständen und der Küchenabteilung, vorüber an den Zelten des Doktors,

des Apothekers und Barbiers, ging es dann zu dem Lager der Jagd-Elefanten, von denen aber nur einige wenige zu Hause geblieben waren. Inzwischen hatte der Leiter des 50 Mann starken Musikkorps des Maharadja seine Jünger um sich geschart; in dem Augenblick, als ich das Hauptlager wieder betrat, hob er den Taktierstock, und im nächsten Augenblick — mir unvergeßlich — tönte die Nacht am Rhein:

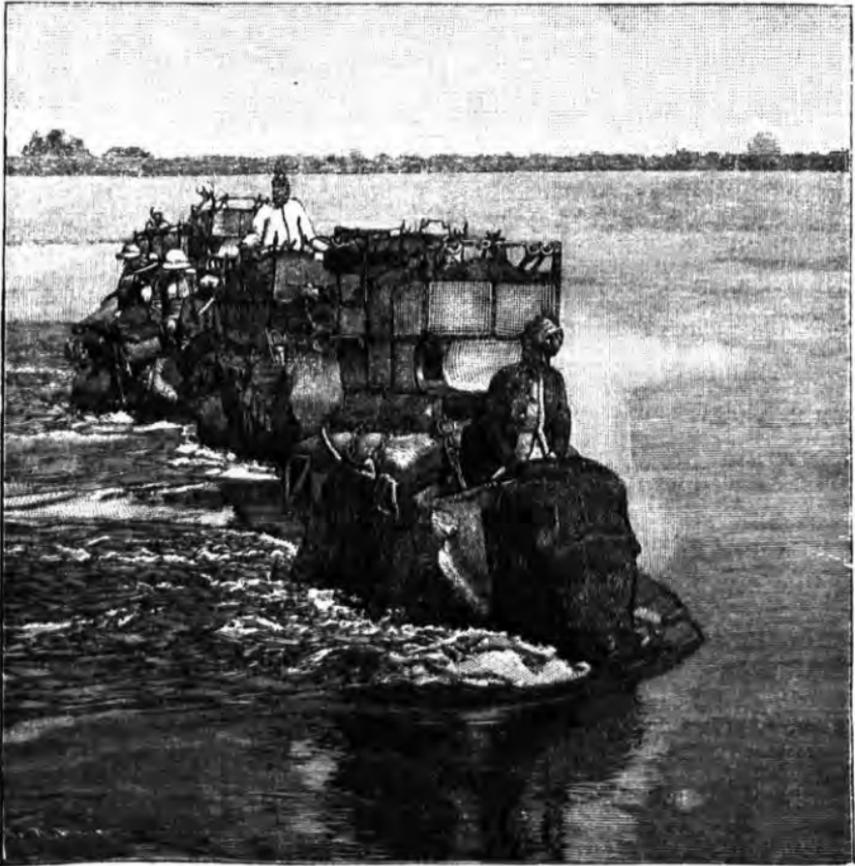
Es braust ein Ruf wie Donnerhall,
Wie Schwertgeklirr und Wogenprall

durch die Luft. Ich möchte den Deutschen sehen, der hier, am Fuße der Himalayaberge, angesichts des schneebedeckten, hoch über die Wolken ragenden Kinchinjanga, hier inmitten indischer Wildnis es fertig bringt, bei den Klängen dieses Liedes, welches unsere Truppen im Jahre 1870 von Sieg zu Sieg geleitete, seine Nüchternheit zu bemeistern, sein in Begeisterung und Vaterlandsliebe höher schlagendes Herz zur Ruhe zu verweisen. Nachdem der letzte Ton des Liedes verhallt war, ging ich auf den Kapellmeister zu, um ihm herzlich dankend die Hand zu drücken. Er stellte sich, was mich nach der mir dargebrachten Huldigung nicht mehr überraschte, als Landsmann vor — sein Name ist Runge; er stammt aus Schlesien — und erzählte mir, daß er mit 18 Jahren nach Indien gekommen sei und seit geraumer Zeit im Dienste des Maharadja stände, dessen Freundlichkeit, Herzengüte und Verständnis für Musik er nicht genug zu rühmen wußte. Die fast ausschließlich aus Unterthanen des Maharadja zusammengesetzte Kapelle war vortrefflich gedrillt, doch klagte Herr Runge über den gänzlichen Mangel an musikalischem Gehör bei diesen Leuten.

Gegen Abend unternahm ich mit der Maharani eine Fahrt auf dem Sanfos. Unser Fahrzeug bestand aus zwei, in Abstand von etwa 10 Fuß seitlich miteinander verbundenen

Kanus, die eine aus Bambusgeflecht hergestellte Plattform trugen, auf der bequeme Sessel auf weichen Teppichen aufgestellt waren. Geräuschlos glitten wir stromabwärts, warfen ohne Erfolg unsere Angel nach Fischen aus und sahen eine aus etwa 500 Haupt bestehende Herde Wasserbüffel, die aus den Bergen Bhotans hier auf die Weide getrieben war, unter Aufsicht ihrer nackten, dunkelbraunen Hirten durch den Fluß schwimmen. Die Sonne versank hinter den Bergen des Himalaya, wunderbare Farbentöne auf den die Schneehäupter umwallenden, hier und da von jähen Blitzen durchzuckten Gewitterwolken hervorzaubernd, während die Akkorde der Glocken der nunmehr am andern Ufer des Santos ihrem Nachtlager zustrebenden Herde melancholisch durch die Abendluft zitterten und im Osten über der Ebene langsam die rotglühende Scheibe des Vollmondes emporstieg. Von fern her tönte das Brüllen eines Tigers zu uns herüber, ein durchsichtiger Nebelschleier lagerte sich allmählich über den Wassern, die Nacht brach an, und von einem Boote ins Schlepptau genommen, lehrten wir zum Lager zurück, wo wir gegen 7 Uhr anlangten, grade zeitig genug, um die Jagdgesellschaft auf ihren Elefanten heimkommen zu sehen. Um 8 $\frac{1}{2}$ Uhr fand das Essen in einem besondern Speiszelt statt, wo die Herren im Frack, die Damen in Gesellschaftstoilette erschienen; die Tafel war mit den duftigsten, zartesten Orchideen geschmückt und bestand aus einem großen runden Tische, dessen Umfang 24 Menschen die nötige Ellbogenfreiheit gewährte. Als die Suppe aufgetragen wurde, stimmte die Musikkapelle das Lied an: „Hier sind wir versammelt zu löblichem Thun, drum Brüderchen ergo bibamus“. Ich wäre beinahe aufgesprungen, um draußen dem Herrn Runge um den Hals zu fallen, doch ich weiß, was sich schickt, und unterließ es daher, dem Zuge meines Herzens zu folgen. Das ergo bibamus freilich ließ ich mir nicht erst zweimal vorspielen, und

nachdem ich die drei ersten Gläser schäumenden Sekts in mein Inneres versenkt hatte, da waren alle Beschwerden der letzten Tage und selbst die Fieberbazillen vergessen, da war ich wieder ganz ich selbst, nämlich ein glücklicher Mensch, der es versteht, den Augenblick zu nützen, die Feste zu feiern,



wie sie fallen, und die Menschen zu nehmen, wie sie sind. Speise und Trank waren über alles Lob erhaben. Als ein Beweis, bis zu welcher Raffiniertheit der Luxus selbst in einem 20 deutsche Meilen von der Eisenbahnstation gelegenen Lager gedeihen kann, erwähne ich nur, daß es zum Nachtsch

neben vielen andern Dingen auch Gefrorenes gab, daß alle Getränke gekühlt waren und täglich einige Zentner frischen Eises aus Calcutta eintrafen. Abends, nachdem die Damen sich zurückgezogen hatten, wurden die Spieltische hergerichtet und bis gegen Mitternacht mit den Whistkarten gearbeitet.

Der erste Sonnenstrahl des folgenden Morgens fand mich bereits vor der Thür meines Zeltes Umschau haltend. Außer den Elefanten, glaube ich, war ich das einzige lebende Wesen im ganzen Lager, welches sich den Schlaf bereits aus den Augen gerieben hatte; denn vom Frühaufstehen ist in Indien der eingewanderte Europäer ebenso wenig ein Freund wie der Eingeborene des Landes. Lautlose Stille ringsum, über meinem Haupte klarer, wolkenloser Himmel, im Nordwesten der ruhig und heiter daliegende, alle seine Niefennachbarn weit überragende gletscherstarrende Kinchinjanga, der zweithöchste Berg der Welt, dessen Silberspitze im Morgenlichte glitzert und leuchtet, während dichte, graue Nebelmassen um die niedrigen Bergmassen hin- und herwallen. Doch nur wenige Minuten dauert das herrliche Schauspiel, dann entzieht eine aufsteigende Wolke dem entzückten Menschenauge eine der herrlichsten Schöpfungen der Mutter Natur.

Nach und nach ward es lebendig im Lager der Elefanten, deren Wärter (jeder Elefant hat einen Mahant, der ihn reitet und leitet, und einen Ghasi d. h. Futterstecher) sich anschickten, ihre Pflegebefohlenen zum Morgenbade in den Fluten des Sankos zu führen. Fast alle Elefanten sind ausgesprochene Freunde der Reinlichkeit, und Wasserscheu wird bei ihnen weit seltener gefunden, als beim Menschen. Den größten Bierfäßler unserer Erde zu beobachten ist immer interessant, und es ist erstannlich, zu sehen, wie er, der ihm innewohnenden Kraft uneingedenk, sich von halbwüch-

figen Knaben lenken läßt und alle Befehle ausführt gleich einem wohlherzogenen Kinde. Mahant und Ghafi reden mit ihm in einer besonderen Sprache, d. h. sie haben, wie unsere Pferdeknechte ihr „Hi, Gott und Brrrr“, sonst für jede Verriehung, die sie von ihm verlangen, besondere Worte oder Laute. Ich habe mir allmählich ein ganzes Elefantenvörterbuch angelegt. Hier einige Proben: Soll das Tier sich niederlegen, so sagt man: beut; soll es sich auf die Seite legen: terry; soll es seinen Mahant mit dem Küffel auf seinen Hals heben: tol; soll es ihm, während er auf ihm sitzt, Lasten u. s. w. zureichen: derr; soll es über ein Hindernis schreiten: dag u. s. w.

Ich kehre ins Lager zurück und finde jetzt den größten Teil unserer Gesellschaft bereits auf den Beinen, da es gilt, sich von der nach Calcutta zurückkehrenden Maharani und einigen andern Damen zu verabschieden. Unsere zurückbleibende Gesellschaft setzt sich, außer dem Maharadja und meiner Wenigkeit, zusammen aus mehreren Flügeladjutanten des Vikkönigs, mit und ohne Gattin, verschiedenen Mitgliedern der englischen Aristokratie, die nach Indien gekommen sind „pour passer le temps“ und „to have some shooting“, einigen namhaften Sportsmen Calcuttas, dem jugendlichen Maharadja von Morebanj nebst englischem Hofmeister sowie Major Evans Gordon und Mr. Bignell, den höchsten Beamten von Kutsch Behar, die, unterstützt von ihren liebenswürdigen Gattinnen, den Gästen ihres Herrn die Ehren des Hauses erweisen und für das „suum cuique“ sorgen. Um 9 Uhr zieht das liebliche Geläute der Frühstücksglocke leise durch mein Gemüt, und ihm folgend, begeben sich mich ins Frühstückszelt zu einer intensiven Stärkung „vor der Schlacht“. Während wir an reichbesetzter Tafel schwelgen, werden draußen die frischgewaschenen Elefanten jagd-

fertig gemacht. Nachdem sie sich auf Befehl niedergelassen haben, legt man ihnen eine große, meist mit rotem Stoff überzogene und mit Kamelhaaren gefüllte Steppdecke auf den Rücken, auf diese folgt eine etwa fußdicke, mit Gras gestopfte, in zwei Längshälften geteilte Matratze, die



auf beiden Seiten des Rückgrates aufliegt, letzteres selbst aber unberührt läßt, um Druckstellen zu vermeiden. Diese Matratze, welche mit zollstarken Seilen, von denen drei als Gurt um den Leib führen, eines um den Hals läuft und eines die Stelle des Schwanzriemens der Pferde vertritt,

befestigt wird, dient als Unterlage für die „Haudah“, ein an den Seiten mit Rohrgeflecht versehenes, möglichst leicht gearbeitetes Holzgerüst in Schlittenform mit zwei hintereinanderliegenden Sigen, deren vorderer für den Schützen, der hintere für Büchsenspanner oder irgend einen Zuschauer bestimmt ist. Die „Haudah“ ist mit Taschen für Munition u. s. w. sowie mit Vorrichtungen zum Festlegen der Schußwaffen versehen, um diese möglichst schnell zur Hand nehmen zu können. Unser unvergleichlicher Wirt trug außerdem Sorge, daß ein Kasten unter dem Sige stets einige Flaschen Sodawasser, Biscuits, Orangen sowie die neuesten Nummern der in Calcutta erscheinenden Zeitungen enthielt. Etwa 20 in dieser Weise ausgerüstete Elefanten stehen gegen 10 Uhr bereit, die Schützen nehmen ihre Sige ein, die Damen setzen sich hinter ihre Gatten und vorwärts geht's zum fröhlichen Jagen.

In Europa ist man im großen und ganzen der Meinung, daß die Tiger in Indien gewissermaßen an den Wegen Spalier bilden und daß man nach einer Jagd die erlegten Bestien nur so in Schober setzen kann, wie bei uns in der Ernte die Weizengarben. Diese Täuschung muß ich dem Leser von vorn herein rauben. Leute, die Tiger geschossen haben, trifft man hier nicht häufiger als bei uns Leute, die so glücklich waren, Bierzehrender zur Strecke zu bringen, und es ist schon eine ganz besondere Gunst des Zufalls, für manche vielleicht auch eine Ungunst, wenn einem irgendwo, außer auf besonders veranstalteten Jagden, ein Tiger begegnet. Um letztere in die Nähe des Jagdlagers zu ziehen und zu erfahren, wo man mit einiger Sicherheit darauf rechnen kann, auf einen Tiger zu stoßen, werden, in nicht zu großer Entfernung vom Lager, an verschiedenen Stellen junge Wasserbüffel angebunden. In aller Frühe machen dann die Jagdläufer die Runde und berichten im Lager, ob und wo sie einen oder

mehrere der Büffel zerrissen gefunden haben und in welcher Richtung die Fährte eines Tigers bestätigt worden ist. Ohne besonderen Anlaß entfernt sich der König der indischen Wildnis nie weit von der Stätte, an der er sein nächtliches Mahl gehalten hat, sondern sucht sich in der Nähe derselben eine behagliche Lagerstatt zur Verdauung. Der Maharadja hatte nun Meldung erhalten, daß jenseit des Sankos über Nacht zwei Büffel den Tigern zum Opfer gefallen waren. Wir durchschritten daher an einer etwa sieben Fuß tiefen Furt den Fluß, was dem uns auf einem Elefanten begleitenden Photographen Herrn



Schirmer Gelegenheit zu sehr hübschen Aufnahmen bot, und zogen weiter etwa $\frac{3}{4}$ Stunden quer durch niedern Busch und abgesengte Grasebene. Dann wurden wir in Schützenlinie, in Abständen von etwa 200 Schritt aufgestellt, während 40 andere, lediglich mit ihren Mahauts besetzte Elefanten einen weiten Bogen beschrieb, um, etwa $\frac{1}{4}$ Meile uns gegenüber angelangt, einzuschwenken. Auf ein gegebenes Signal beginnt das

Treiben, zuerst jagt ein Hirsch durch die Schützenlinie, dann ziehen einige prächtige Pfauhähne über unseren Köpfen dahin, unbehelligt, da nur auf großes Wild geschossen werden soll. Plötzlich sehe ich meinen Nebenmann schußbereit sich in seinem Haudah aufrichten, von einem Ende der Schützenlinie zum andern ertönt der Ruf: „bagh“*) und gleichzeitig gewahre ich einen Tiger, seine Flanken peitschend, zwischen niederm Dschungelgras am Boden fauern. Mein Nachbar feuert, der



Tiger springt auf und macht eine halbe Wendung — ein zweiter Schuß, dieses Mal aus meiner Büchse, kracht — schwer krank zieht sich die Bestie zurück. Noch einige Schüsse werden ihm nachgesandt, dann nimmt das Treiben seinen Fortgang. Wiederum erschallt, diesmal von den Treibern ausgehend, der alles elektrifizierende „bagh“-Ruf, denn ein zweiter Tiger ist gesehen worden. Auf ein Zeichen des

*) Das indische Wort für Tiger.

Maharadja schließen sich Treiber und Schützenlinie an den Enden zusammen und ein richtiges Kesseltreiben beginnt, bei dem aber leider der Tiger durch die Treiberkette durchbricht. Inzwischen ist das verwundete Tier verendet und auf einen der Treib-Elefanten geladen, um sofort photographiert zu werden. Es ist ein starkes Tigerweibchen von $9\frac{1}{2}$ Fuß Länge. Ohne Verzug setzt sich unsere Kavalkade wieder in Bewegung, um womöglich den ausgebrochenen Tiger in ein neues Treiben



zu bekommen. Durch Busch und Köhricht, durch Sümpfe, Gräben und Flußläufe geht es in flotter Gangart; der Elefant kennt kein Hindernis, und es ist ein gradezu vollüstiges Gefühl, auf seinem Rücken sitzend durch haushohes, undurchdringlich erscheinendes Dschungelgras getragen zu werden, dessen silbergraue Blütenbüschel über unsern Häuptern zusammenschlagen, während die zolldicken Schaftel laut krachend unter den gewaltigen Füßen unserer Rüsselträger zermalmt werden. Man sieht keinen seiner Nachbarn, weder Vorder-

noch Hintermann, ringsum ein Meer von etwa 25 Fuß hohen Palmen, in denen es rauscht und braust, wie an einem Sturm-tage an der Küste der Nordsee. Wer einen solchen Ritt nicht selbst erlebt hat, kann sich schwerlich einen Begriff machen von den Reizen, die er bietet. Übrigens wurde mir später von verschiedenen Herren der Gesellschaft versichert, daß das Dschungelgras in Kutsch Behar an andern Stellen eine Höhe von nahezu 40 Fuß erreicht.

Die zwei nächsten Treiben nahmen etwa drei Stunden in Anspruch und verliefen erfolglos. Dann erschien der Frühstücks-Elefant und brachte Tische und Bänke, Speisen und Getränke. Unter einer Banngruppe wurde die Tafel gedeckt und ohne jede Überstürzung den kalten und warmen Schüsseln alle Ehre erwiesen. Zwei weitere Treiben, in denen ein sehr starker Büffel zur Strecke gebracht wurde, folgten; bei Abenddämmerung wurde der Heimweg angetreten, beim Lichte des Mondes der Santos durchwatet und endlich das Lager erreicht.

Die vorstehend von mir beschriebene Art, den Tiger mittelst Elefanten zu jagen, ist in Bengalen, wo man fast überall in der Wildnis für den Menschenfuß undurchdringliche Dickichte findet, die verbreitetste und gleichzeitig ungefährlichste, denn wenn es auch bisweilen vorkommt, daß der verwundete Tiger den Elefanten annimmt und selbst bis zur Pandah gelangt, so gehören ähnliche Fälle doch zu den Seltenheiten. In Nepal macht sich der König die Jagd noch bequemer. Mit 300 Elefanten und darüber werden Kessel-treiben veranstaltet und der Tiger endlich in einen von den Seite an Seite stehenden Elefanten gebildeten Ring eingeschlossen. Ist das geschehen, so erscheint der König mit seinem Elefanten und seiner Büchse und tötet den Tiger. Sportsmanlike ist diese Jagdart jedenfalls nicht. Im Süden Indiens, wo die Beschaffenheit des Dschungels die Verwendung von

Treibern zu Fuß zuläßt, wird der Tiger vielfach mit etwa 8 Fuß hohen, weitmaschigen, aus starken Stricken gefertigten Netzen eingeschlossen. Der Schütze begiebt sich dann entweder zu Elefant oder zu Fuß in das Innere oder, wenn er ein Sicherheitskommissarius ist, an den Umkreis des Netzinges und tötet den Tiger. Weit seltener wird er zu Fuß in kleinen Treiben gejagt, häufig aber — und das scheint mir zweifellos die aufregendste Art zu sein — in der Dämmerung oder in mond hellen Nächten von einer im Baumgeäste angebrachten Kanzel geschossen, in deren Nähe man einen Wasserbüffel, als ein dem Tiger besonders zusagendes Opfer, angebunden hat.

Herrliche, mir unvergeßliche Tage waren es, die ich in Kutsch Behar verlebte, doch veranlaßte mich ein Telegramm, welches ich von dem Kommandanten der von der Regierung ausgesandten Elefantenfang-Expedition in den Garo Hills in Assam erhielt und in dem mir die bevorstehende Einschließung einer großen Herde Elefanten angezeigt wurde, das Lager meines Wirtes eher zu verlassen, als es ursprünglich in meiner Absicht gelegen hatte. Das Bessere ist bekanntlich des Guten Feind. Die Neige einer Tigerjagd hatte ich kennen gelernt, ein Elefantenfang mit allen damit verbundenen Abenteuern bot mir das Anziehende des Unbetamten, ich entschied mich daher für letzteres, packte meine Koffer, lud dieselben auf meine beiden Durbunga-Elefanten und verabschiedete mich, Dank im Herzen, von dem Maharadja und meinen neu gewonnenen Freunden. Fünf Tiger, ein Panther, sowie mehrere starke Büffel und Hirsche waren in Kutsch Behar zur Strecke gebracht, als ich das Lager verließ. Die etwa einen Monat dauernde Jagd kostet dem Maharadja, wie mir einer seiner Beamten mittheilte, jährlich beiläufig gegen 50000 Mk. Zum Glück braucht er nicht mit dem Pfennig zu fuchsen und bringt sein Geld in dieser Weise sicherlich besser unter die Leute, als seine jähr-

lich Hunderttausende für die Fütterung fauler, nichtsnuziger
Brahminen zum Fenster hinauswerfenden, vom Kastengeist
beseffenen Standesgenossen.

Dem Hindu, wenn er gut gezogen,
Wird selbst ein weißer Mann gezogen.
Ja, deine Gunst verdient er ganz und gar,
Der lebenswürdige Fürst von Kutsch Behar.

Das Ziel meines Marsches waren die in Assam gelegenen
Garó-Berge. Was dort ich gesehen, erlebt und erfahren,
wird Ihnen der folgende Band offenbaren.



